

Bernhard Hoffmann (Plauen, 6. Klasse) schreibt uns:

„Hausaufgaben machen mich oft fertig. Letzten Mittwoch war es wieder. Gleich nach der Schule fing ich an. Erdkunde, Russisch, Physik, Mathe. Alles zum Donnerstag. Um vier war es aus. Ich konnte nicht mehr. Ergebnis: Mathe bloß halb gemacht. Was nun?"

•

Zehn Zeilen. Ein Stoßseufzer. Eine Frage. Mehr nicht? Doch! Bernhard hat Sorgen. Was nun? fragt er. „Frösi" suchte Antwort. Lest Seite 2!

Lest Seite 2!

Fröhlich sein und singen
1
1965
Frösi
Magazin
für Jungen und Mädchen

UM 16 UHR K.O.?

Wir lasen Bernhards Brief sehr genau. Zwei Fragen fielen auf:

1.

Wann macht Bernhard Schularbeiten?

„Gleich nach der Schule“, schreibt er. Also: Schulschluß – Heimweg – Hausaufgaben. Machen es andere anders? „Frösi“ fragte Schüler der II. Oberschule in Bernau.

„Gleich nach dem Mittagessen.“ „Sofort nach der Schule.“ So antworteten die meisten. Einige sagten: „Nachmittags.“ Fast alle machen es wie Bernhard. Machen sie es richtig? „Frösi“ fragte Prof. Dr. Tomaschewski von der Pädagogischen Fakultät der Humboldt-Universität. Hier seine Antwort:

„Nach dem Unterricht, dem sich meist das Mittagessen anschließt, muß unbedingt eine Verdauungspause eingelegt werden, auch nach der Schulspeisung.“



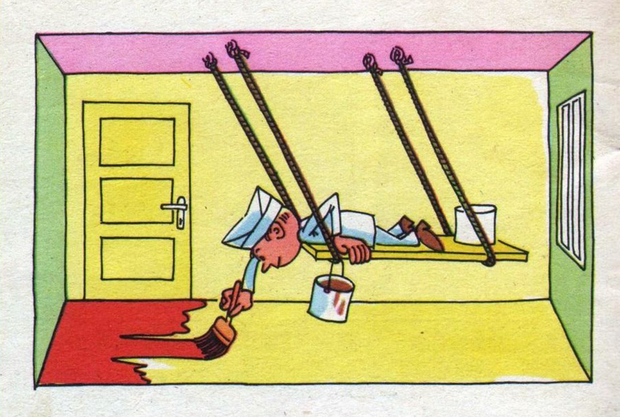
Wie teilt Bernhard sich die Arbeit ein?

„Erdkunde, Russisch, Physik, Mathe. Alles zum Donnerstag,“ schreibt er. Alles Aufgaben vom Mittwoch? Nein. Auch von den Vortagen. Bernhard sammelt sie und erledigt alle zusammen am Tag vor der Abgabe.

Die Schüler der 7. Klasse in Bernau machen es ebenso. Nur in der Unterstufe hörten wir: „Wir machen die Arbeiten gleich.“ Was ist besser? „Frösi“ fragte Prof. Dr. Rosenfeld vom Psychologischen Institut der Humboldt-Universität. Er antwortete:

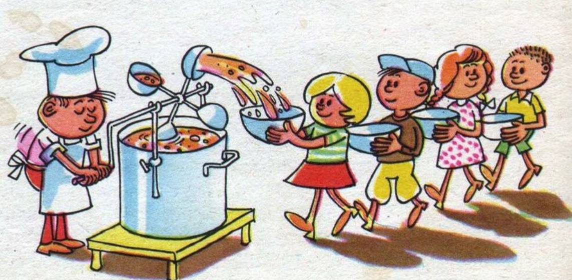
„Es ist besser, die Aufgaben am gleichen Tag zu erledigen, weil der Gedächtnisverlust sehr groß ist. Die Arbeit wird sonst schwerer und erfordert mehr Zeit.“

„Was nun?“ fragte Bernhard am Schluß. Hier sind die Antworten; Antworten, die ihn vor dem K. o. bewahren wollen und bewahren können! Wird Bernhard sie nutzen?





Der Pfiffikus



Zeichnungen: W. Moese

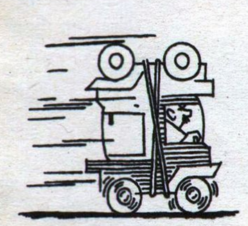
Neues Jahr braucht neue Glut

BERNHARD SEEGER

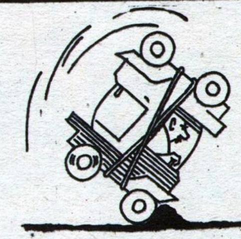
Schaut hinab ins Tal des Jahres!
Zählt die Berge, Saat und Keim.
Auf den Bergen führt ein klares
neues Jahr das alte heim.

Tragt hinauf, was allen teuer,
was nicht taugte, macht es gut!
Schüttet Scheite auf das Feuer:
Neues Jahr braucht neue Glut!

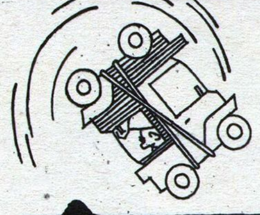




Herr Müller ist ein Pfiffikus
und hat schon mancherlei erfunden.
Hier hat er sich zum Überfluß
ein zweites Auto aufgebunden.



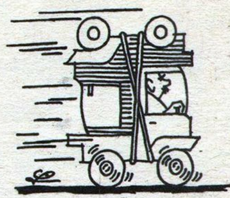
Wozu braucht dieser brave Mann
denn schließlich einen zweiten Wagen?
Das Auto, wie man sehen kann,
hat daran sicher schwer zu tragen.



Na bitte schön! Und aus der Traum!
Der Sturz ist freilich nicht zu loben.
Herr M. schießt einen Purzelbaum
und hat die Beine plötzlich oben.



Doch nimmt er das nicht weiter krumm
und steigt ganz unversehrt und heiter,
bloß eben mal nach unten um.
Gibt Gas und fährt beruhigt weiter.



Das wär's! Doch halt: Auch „Frösi" steigt
zu aller Leser Augenweide
ab heute für euch um und zeigt
sein buntes Heft im neuen Kleide.

Text: Hanns Krause

Wissenswertes über das Feuerwerk

Wußtet ihr schon, daß man in Europa bereits 1379 mit der Herstellung von Feuerwerkskörpern begann? Die herrlichen bunten Farbeffekte entstanden jedoch erst im 20. Jahrhundert. Die Feuerwerker haben ganz besondere Bezeichnungen für verschiedene Feuerwerkskörper. Sie sprechen fachmännisch von der „Königin der Nacht", „Jupiter", „Apollo", „Chrysantheme" u. a. und meinen damit Spezialmischungen, die mit ganz eigenartigem Farbenzauber und mehrfacher Verwandlung am Himmel erscheinen.



Foto: H. Glocke





Nach Motiven des gleichnamigen

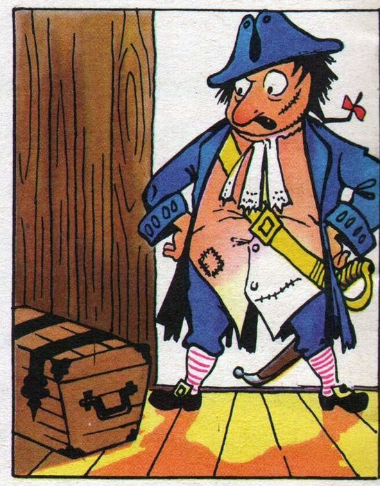
Romans von R. L. Stevenson

Verse von Walter Krumbach

Gezeichnet von Bernhard und Lothar



1. War einmal ein Wirtshaus bei Bristol am Meer.
Vom Strand kam ein Seemann des Weges daher.
Sein Rock war zerschlissen von Regen und Wind,
gebräunt das Gesicht, wie die Fahrensleut' sind.
Er trug eine Narbe vom Mund bis zum Ohr
und schwankte zum Wirtshaus. Nun stand er davor.



2. „Zum Admiral Benbow", so las man am Haus.
„Macht auf!" rief der Alte. Der Wirt trat heraus.
„Ist nett, euer Laden! Ich brauche Quartier.
Die Kiste nach oben! Ich bleibe gleich hier."
Er nannte sich Käpt'n. Sein Säbel war krumm.
„Gebt Eier und Schinken und schnell ein Glas Rum!"

Schätze zu suchen, Abenteuer zu bestehen und die Welt kennenzulernen – das war der Wunsch des jungen Stevenson. 1850 wurde er in Edinburgh in Schottland geboren. Er studierte Jura, wurde Anwalt in London, doch seine Neigung, Schriftsteller zu werden, war stärker. Robert Louis Balfour Stevenson bereiste so viele Länder und Meere. Auf der Samoa-Insel Upolu wurde er 1894 begraben. Der Anfang der „Schatzinsel" war die Skizze einer Insel „Irgendwo", die Stevenson zum Zeitvertreib für einen kleinen Jungen anfertigte. Das Abenteuerbuch wurde ein Welterfolg.



3. So saß er dann Abend für Abend beim Grog,
der grimmige Seebär im schmierigen Rock.
Den Wirtsjungen Jim nahm er einmal beiseit':
„Hör, kommt hier ein Seemann, dann sag mir Bescheid,
so einer mit Stelzfuß. Und tritt er nur ein,
sofort will ich's wissen! Vier Penny sind dein."



4. Die Wochen vergingen. Er schmauste und trank,
erschreckte die Gäste mit wildem Gesang,
bot Ruh', wenn's ihm paßte, schmiß Flaschen entzwei
und tobte und schwang seinen Säbel dabei.
Der Wirt war in Ängsten und sorgte sich sehr,
bezahlt ward die Zeche schon lange nicht mehr.

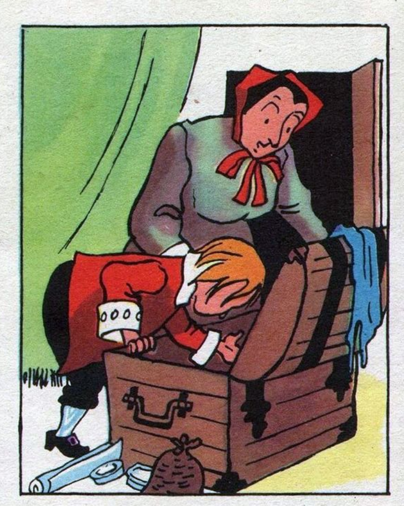
SCHATZINSEL 1



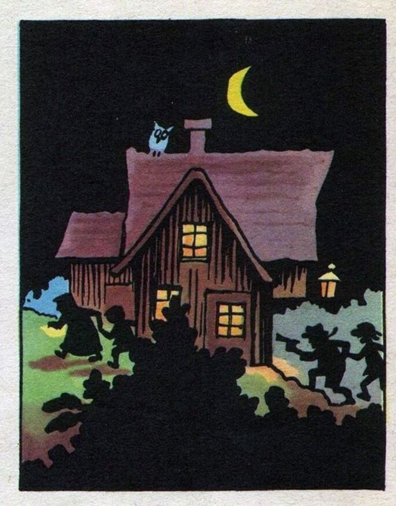
5. Im Winter, die Uhr zeigte gerade vier,
da tappte ein Blinder am Stock vor die Tür.
Die Stimme klang grausig. Wer mochte er sein?
Jim führte ihn zitternd zum Käpt'n hinein.
„Tag, Bill!" rief der Bettler. „Da hast du den Fleck,
den schwarzen, du weißt ja!" Und husch war er weg.



6. Der Käpt'n saß starr und war weiß wie die Wand,
den Fleck, einen Zettel, verkrampft in der Hand.
Auf diesem Papier war die Botschaft zu sehn:
„Wir geben dir Zeit bis heut'abend um zehn!"
Der Käpt'n erhob sich noch taumelnd mit Not,
dann traf ihn der Schlag, er fiel um und war tot.



7. Jim rannte zur Mutter. Die nahm sich ein Licht.
„Wer zahlt seine Schulden? Die schenk' ich ihm nicht!
Wir öffnen die Kiste!" Bald kamen gerollt
aus Krimskrams und Trödel Dukaten von Gold.
Jim zog ein Paket aus der Truhe hervor.
„Was ist das? Da tappt ja ein Stock vor dem Tor!"



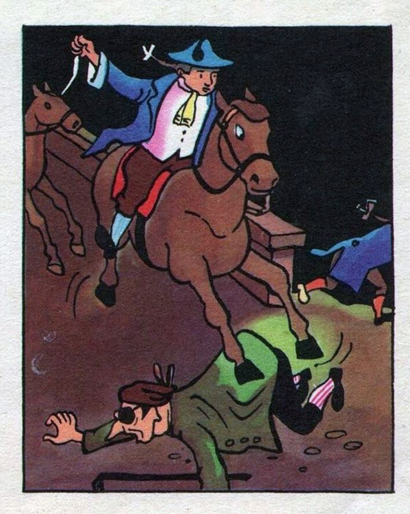
8. Es schlug an die Haustür. Jetzt knackte der Griff.
Und wieder ward's still. Dann ertönte ein Pfiff.
Die Mutter erschrak: „Jim, wir müssen hinaus!
Das Geld und das Päckchen! Nur schnell aus dem Haus!
Zur Brücke! Mir schwindelt's, versteck uns, mein Sohn!
Die Räuber, ich hör' sie, da kommen sie schon!"



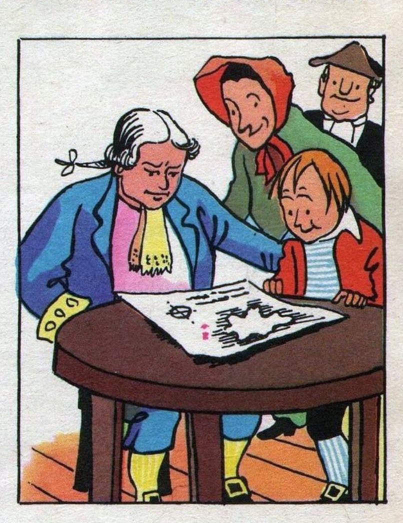
9. Jim kannte die Stimme, des Blinden Geschrei,
ein Haufen Kumpane war auch noch dabei.
„Ins Haus, an die Kiste!" Die wühlten sie um.
„Die Karte verschwunden?" Der Tote lag stumm.
„Die stahlen die Wirtsleut! Hier brennt noch das Licht!
Zerstreut euch und sucht sie, denn weit sind sie nicht!"



10. Ein Warnpfiff vom Hügel. „He, habt ihr's gehört?"
rief einer der Bande. „Wir werden gestört!"
Da brüllte der Blinde: „Du Schuft, ihr bleibt hier!
Hätt' ich meine Augen, den Schatz holt' ich mir!
Den Wirtsleuten nach, denn Flints Plan, der muß her!"
Jetzt krachte ein Warnschuß vom Hügel am Meer.



11. Die Schurken zerstoben, sie liefen wie toll.
Schon sprengten vors Wirtshaus fünf Männer vom Zoll,
Piraten zu jagen, die wurden gesucht,
ihr Schiff lag auf Lauer, ganz nah in der Bucht.
Der Bettler allein fand die Fluchtrichtung nicht,
vier Hufe zerstampften den elenden Wicht.



12. Mit Jim ritt zum Hause der Zolloffizier.
Da saß Herr Trelawny bei einem Glas Bier.
Sein Gast, Doktor Levesey, schnitt auf das Paket.
„Baron, eine Karte. Lest selbst, was da steht!"
„Von Freibeuter Flint!! Und bezeichnet der Platz,
die Insel im Meer mit dem Seeräuberschatz!"

Fortsetzung folgt im nächsten Heft

Hilfe ...

Helft mir doch,
Ich habe Sorgen.
Laßt mich damit nicht allein.
Fragen könnte ich bis morgen.
Ein Rat von euch kann Hilfe sein.



Hol sie dir!
In allen Fragen
Läßt dich „Frösi" nicht allein.
Frösi darfst du alles sagen.
Ein Brief genügt – wir greifen ein.

„In Bernau gibt's keine Spielstraße!" beklagt sich Ulf.

„Frösi" stieg der Sache nach. Wir sprachen mit der zuständigen Stelle der Verkehrspolizei Bernau. Genosse VP-Wachtmeister Pluntze gab Auskunft: Es gibt zur Zeit in Bernau keine Spielstraßen, dafür aber eine schöne Umgebung und viele Parks. Wenn trotzdem eine Spielstraße gebraucht wird, stellt einen schriftlichen Antrag. Die Verkehrspolizei ist gern bereit, euren Wunsch zu berücksichtigen.

Gibt es tatsächlich Fische, die im Wasser ertrinken können? hat Ilona B. gehört und kann es nicht glauben.

Es stimmt tatsächlich, es handelt sich um die sogenannten Labyrinthfische. Sie sind neben der Kiemenatmung auch auf Luftatmung angewiesen. Hindert man diese Tiere am Luftschnappen, müssen sie sterben.

Welche Blume duftet am meisten? möchte Gisela N. wissen.

Die Blume, die am stärksten duftet, ist ein amerikanischer Kaktus. Sein Duft ist bis zu einer Entfernung von einem Kilometer zu spüren.

Punkt für heute! Nächstens mehr!

Was ist eine Enzyklopädie? fragt Kerstin V. aus Plauen.

Eine Enzyklopädie ist ein gesammeltes Werk. Es enthält eine übersichtliche Darstellung verschiedenster Wissensgebiete, z. B. der Gesellschaftswissenschaft, der Naturwissenschaft oder Kunst.

Die schwarze Jawa

Ein Kriminalbericht, frei gestaltet nach einer wahren Begebenheit von Siegfried Dietrich

Der Wert von 120 000 Mark, dazu rund 200 Fuder Heu – das war fast der gesamte Wintervorrat –, waren den Flammen zum Opfer gefallen. Fassungslos starrten die Genossenschaftsbauern auf die Überreste ihrer neuen Scheune.

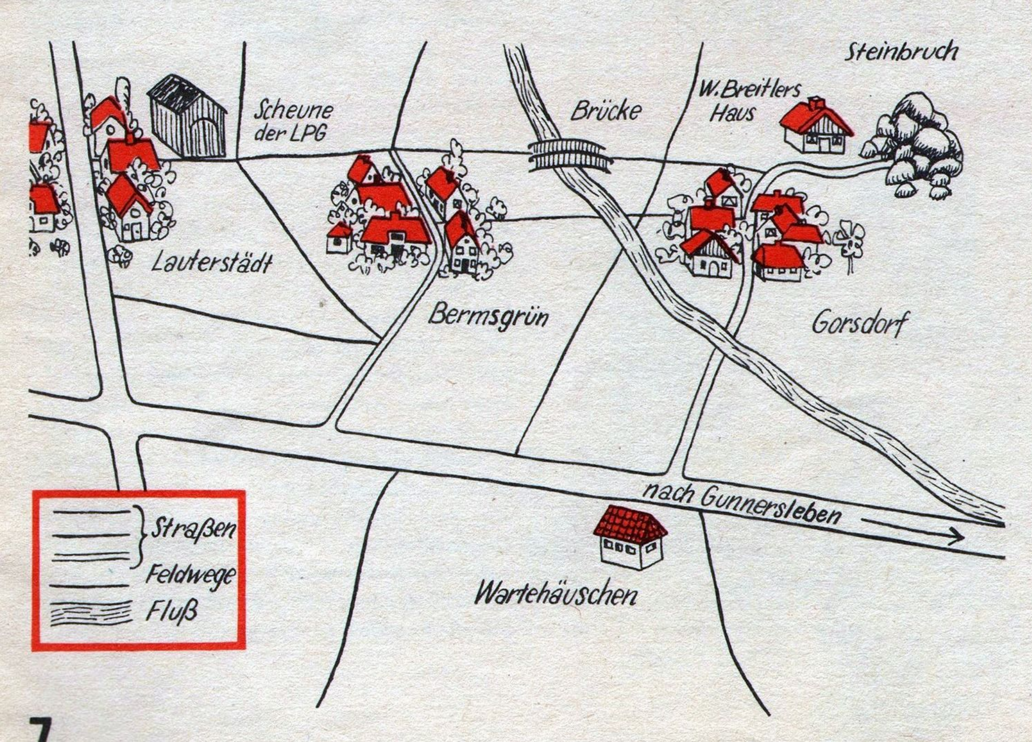
„Brandstiftung", stellten die Experten der Kriminalpolizei fest. Den Einwohnern von Lauterstädt erschien der Fall unlösbar, denn am Nachmittag hatte im Ort ein K-Wagen-Rennen stattgefunden, und dieses Ereignis hatte mehr als 200 auswärtige Zuschauer herbeigelockt. Jeder von ihnen konnte ebensogut wie ein Einheimischer der Täter sein. Doch Hauptmann Weber lächelte nur, wenn er davon hörte, was die Leute erzählten. Er wußte am besten, daß die Bevölkerung der Volkspolizei schon unzählige Male geholfen hatte, und so sollte es auch diesmal wieder sein. Weber schickte einen Aufruf an die Kreisredaktion der Zeitung.

Edith sah etwas

Am nächsten Tag meldete sich bei den Kriminalisten ein vierzehnjähriges Mädchen. Es hieß **Edith Schindler** und war, eine Viertelstunde bevor der Brand entdeckt wurde, an der Scheune vorbeigekommen. Dort hatte sie eine schwarze „Jawa 175" bemerkt. Wahrscheinlich war das Motorrad nachlässig oder in großer Eile aufgestellt worden und daher beim ersten Windstoß gegen die Fundamente der Scheune gefallen. „Ich nahm an, die ‚Jawa' gehöre einem Genossenschaftsbauer, der sich vor dem plötzlich einsetzenden Regen ins Trockene geflüchtet hatte", erzählte Edith. „Erst wollte ich mich dazustellen, dann aber sagte ich mir, naß bist du schon, und in fünf Minuten bist du ohnehin zu Hause." – „Und woher weißt du so genau, daß es ausgerechnet eine ‚Jawa 175' war?" erkundigte sich Weber. Ohne zu zögern antwortete Edith: „Weil mein Vater die gleiche Maschine hat, nur ist diese rot gespritzt."
Das polizeiliche Kennzeichen der Maschine hatte sich Edith nicht gemerkt, dafür war ihr aber aufgefallen, daß auf dem hinteren Kotflügel des Motorrades zwei Zierecken angebracht waren.

„Und noch etwas", ergänzte das Mädchen. „Die kleine Tür neben dem Scheunentor war nur angelehnt." – „Gut beobachtet", lobte der Kriminalist und entließ Edith.

Wie die Volkspolizei feststellte, gab es weder in der LPG noch in ganz Lauterstädt eine schwarze „Jawa 175". Hauptmann Weber nahm die Karte zur Hand. Schon ein kurzer Blick zeigte ihm, daß der Unbekannte vermutlich nach Gorsdorf oder nach Bermsgrün gefahren war, denn andere Ortschaften konnte er nur über eine der Landstraßen erreichen.



Die Kriminalisten stehen vor einem Rätsel

In Bermsgrün verliefen die Ermittlungen ergebnislos. Dafür hatte Unterleutnant Lohse, einer von Webers Mitarbeitern, in Gorsdorf mehr Erfolg. **„Werner Breitler"**, meinte der Abschnittsbevollmächtigte. „Er besitzt im Ort als einziger eine schwarze ‚Jawa 175', und seine Maschine hat auch zwei Zierecken auf dem hinteren Kotflügel."

Breitler wies jeden Verdacht entschieden von sich. Er sei am Sonntag mit seiner Frau und den Kindern bei einer Geburtstagsfeier gewesen und habe die Gesellschaft nicht verlassen, behauptete er. Die Nachprüfungen bestätigten seine Aussage.

„Also fangen wir wieder von vorn an", sagte Unterleutnant Lohse.

„Nicht ganz", erwiderte Weber. „Wir wissen immerhin, daß der vermutliche Täter mit einer schwarzen ‚Jawa 175' zum Tatort gefahren ist und daß sein Motorrad zwei Zierecken auf dem hinteren Kotflügel hat. Nun bedenken Sie, Genossen: Lauterstädt hat 2 800 Einwohner. Dazu

kommen die Besucher des Rennens. Das sind 3 000 Menschen, und keiner von ihnen soll die ‚Jawa' bemerkt haben? Das halte ich für ausgeschlossen." – Weber ließ eine neue Mitteilung in die Zeitung setzen.

Das Ergebnis brachte eine Überraschung. Drei Personen hatten, 20 bis 25 Minuten vor Ausbruch des Brandes, gesehen, wie ein schwarzes Motorrad in die Lauterstädter Talstraße einbog. Die Beschreibung, die sie von dem Motorradfahrer abgaben, traf genau auf **Werner Breitler** zu. Noch am selben Tag meldete sich bei Unterleutnant Lohse ein Traktorist, der die Maschine ebenfalls beobachtet hatte. „Werner fuhr die Talstraße entlang, die ungefähr 200 Meter weiter auf den Feldweg nach Gorsdorf stößt", berichtete er. – „Werner?" Lohse sah überrascht auf. „Ja, **Werner Breitler**", entgegnete der Traktorist. „Ich kenne ihn schon von der Berufsschule her, und ich wunderte mich, daß Werner nicht seine Lederbekleidung, sondern einen grauen Anzug trug."

Die Kriminalisten standen vor einem Rätsel. **Breitler** konnte doch nicht bei einer Geburtstagsfeier und gleichzeitig auf seinem Motorrad gewesen sein! Doch so sehr Weber auch versuchte, **Breitlers** Alibi zu erschüttern, es gelang ihm nicht. Neun Zeugen bestätigten zum zweitenmal, daß **Werner Breitler** die Feier nicht eine Minute verlassen hatte. Trotzdem beschloß Hauptmann Weber, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Er beauftragte damit Lohse. Schon zwei Stunden später kam der Unterleutnant zurück und legte zwei Karteikarten auf den Tisch. „Sehen Sie sich einmal die beiden Bilder an, Genosse Hauptmann!" Verblüfft betrachtete Weber die Fotos auf den Formularen. „Das ist ja ein und dasselbe Gesicht!" rief er.

Die Sache wird immer verwickelter

Das Foto auf der zweiten Karteikarte stellte Werners Bruder Hans dar. „Nun ist ja alles klar!" lachte Weber zufrieden. „Noch nicht", schränkte Lohse ein. „**Hans Breitler** hat nämlich gar kein Motorrad. Außerdem wohnt er seit einem Monat in Gunnersleben, 20 Kilometer von Bermsgrün entfernt." Weber pfiff durch die Zähne. „Die Geschichte wird ja immer verwickelter", meinte er.

Beweise fehlen!

Nach langwierigen Ermittlungen, wobei sie von freiwilligen Helfern der Volkspolizei unterstützt wurden, gelang es den Kriminalisten, folgende Tatsachen zusammenzutragen: **Hans Breitler** hatte das Rennen besucht. Anschließend hielt er sich in einer Gaststätte auf und verließ diese eine halbe Stunde vor Ausbruch des Brandes. – Weber fuhr nach Gunnersleben.

„Wie kamen Sie an das Motorrad Ihres Bruders heran?" fragte er **Hans Breitler.** – „Ich?" Hans wurde blaß und leugnete. In die Enge getrieben, gab er schließlich zu: „In Gunnersleben wird doch eine Talsperre gebaut. Ich kenne verschiedene Kraftfahrer, die Steine aus dem Steinbruch hinter Gorsdorf holen, auch sonntags. Einen davon bat ich, mich bis Gorsdorf mitzunehmen. Von da aus benutzte ich die Maschine meines Bruders. Ich wußte, daß niemand zu Hause war. Einen passenden Zündschlüssel hatte ich mir schon besorgt, und wo der Schuppenschlüssel liegt, weiß ich ebenfalls. Aber mit dem Brand habe ich nichts zu tun! Ich kam gar nicht an der Scheune vorbei, ich fuhr auf der Landstraße." –

Ohne Fahrerlaubnis!

„Das glauben Sie doch selbst nicht", widersprach der Kriminalist. „Sie haben keine Fahrerlaubnis – jawohl, das wissen wir bereits –, und dann machen Sie einen Umweg und benutzen ausgerechnet die Landstraße, wo Sie mit einer Verkehrskontrolle rechnen müssen?"

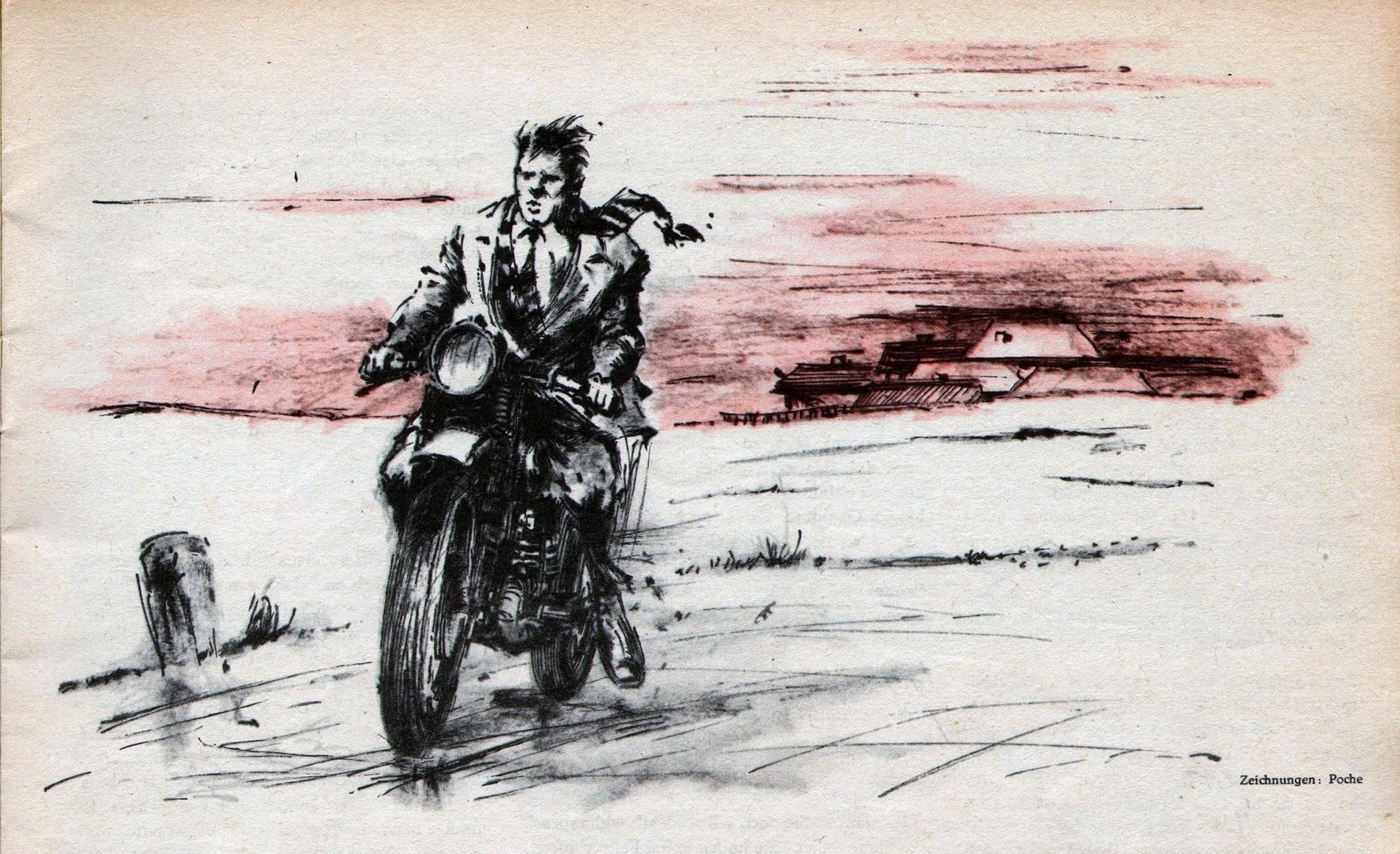


Es sei wegen der kleinen Brücke zwischen Lauterstädt und Gorsdorf gewesen, beteuerte Breitler. Das Hochwasser hatte sie kürzlich zerstört, und der Behelfssteg, den die LPG gebaut hatte, war nur für einen geübten Motorradfahrer passierbar. „Na schön." Weber entließ ihn. Als Breitler an der Tür war, hielt ihn der Kriminalist nochmals zurück. „Wie kamen Sie eigentlich wieder nach Gunnersleben?" erkundigte er sich. „Ein Fahrer vom Steinbruch nahm mich mit." – „Kennen Sie ihn?" – „Ja, er heißt Zacher und wohnt in Bermsgrün." – „Auf Wiedersehen!" sagte Weber. Er brauchte noch mehr Beweise, und er wird sie auch finden!

Weber hat einen Plan

„Werner Breitlers Haus gehörte früher einmal zum Steinbruch und steht außerhalb des Ortes", gab **Zacher** zu Protokoll. „Als ich daran vorbeifuhr, schob Breitler – ob Werner oder Hans, das konnte ich nicht erkennen, nahm aber selbstverständlich an, es sei Werner – die Maschine auf den Hof. Das war gegen 19 Uhr 50." „Kann es auch früher gewesen sein?" wollte Weber wissen. **Zacher** schüttelte den Kopf. „Auf keinen Fall, eher noch ein bißchen später, denn kurz nach 20 Uhr waren wir mit dem Beladen immer noch nicht fertig, und ich drängelte, weil es meine letzte Fahrt war." – „Und was war dann?" erkundigte sich Weber. „Hans Breitler wartete auf mich vor dem Haus, und ich nahm ihn mit nach Gunnersleben. Er sagte, er sei mit seinem Bruder beim Rennen gewesen. Da ich wußte, daß die Volkspolizei schon bei Werner war, sah ich keine Ursache, mich zu melden."

Hauptmann Weber rekonstruierte: Um 19 Uhr 15 wurde der Brand bemerkt, um 19 Uhr hatte Hans Breitler das Lokal verlassen und war angeblich sofort nach Gorsdorf gefahren. „Fahren Sie die Strecke ab und stoppen Sie die Zeit", befahl er Lohse. Der benötigte genau neun Minuten. Weber war großzügig und gab noch elf Minuten zu. Vielleicht war Breitlers Maschine nicht gleich angesprungen, oder er war durch etwas anderes aufgehalten worden. Dann hätte er trotzdem spätestens um 19 Uhr 20 in Gorsdorf sein müssen. Zacher hatte aber ausgesagt, daß Hans Breitler erst gegen 19 Uhr 50 dort eingetroffen war. – Wo hatte er die restliche halbe Stunde verbracht? – „Im Wartehäuschen des VEB Kraftverkehr", behauptete Hans Breitler. „Es fing doch an zu regnen."



Zeichnungen: Poche

Der Staatsanwalt verlangte unumstößliche Beweise. Bis jetzt hatte Weber jedoch nur Verdachtsmomente. So stark diese auch sein mochten, einen Beweis ersetzten sie nicht. Hauptmann Weber fuhr sich nachdenklich über die Stirn. Da fiel ihm etwas ein.

Ein Kriminaltechniker kommt

Hatte **Edith Schindler** nicht gesagt, die „Jawa" sei gegen das Fundament der Scheune gefallen? Das ging nicht ohne Kratzer ab, selbst wenn diese noch so fein sein sollten, daß sie nur mit der Lupe zu erkennen waren. Das aber bedeutete: An den Fundamenten der Scheune mußten sich Lackspuren vom Motorrad, am Motorrad dagegen Betonspuren von den Fundamenten befinden, mikroskopisch feine Spuren, die jedoch für eine Untersuchung mit dem modernen Spektrograph des Kriminaltechnischen Institutes ausreichten. Weber forderte einen Kriminaltechniker an.

Tatsächlich fand der Spezialist haarfeine Kratzer am Rahmen und am vorderen Kotflügel der „Jawa". Am Rahmen der Maschine ließen sich auch Spuren von Beton nachweisen. Vorsichtig sicherte sie der Kriminaltechniker. Dann ging er zu den Überresten der Scheune und untersuchte die Fundamente. Auch hier hatte er Erfolg.

Das Geständnis

Hauptmann Weber las den Untersuchungsbericht. Die Vergleichsanalyse ergab eindeutig, daß die Betonspuren am Rahmen von Breitlers „Jawa" von den Fundamenten der Scheune und die Lackspuren an der Scheune von dem Motorrad stammten. Damit war Hans Breitler überführt.

Er leugnete nicht länger. „Ich wollte bei dem Regen nicht weiterfahren", gestand er. „Das Motorrad wäre ja schmutzig geworden, und mein Bruder hätte bemerkt, daß ich mir die Maschine genommen hatte. Deshalb beschloß ich, den Regen abzuwarten, und öffnete mit dem Bordwerkzeug der ‚Jawa' die kleine Tür neben dem Scheunentor. Dann setzte ich mich und brannte mir eine Zigarette an. Wie es geschah, weiß ich selbst nicht. Ich war sehr vorsichtig, doch auf einmal stand der Heustadel in Flammen. Erst versuchte ich zu löschen. Als ich merkte, daß das umsonst war, schwang ich mich von Angst gepackt auf die Maschine und fuhr davon. Im Hof meines Bruders ging ich zur Pumpe, wusch den Schmutz von Felgen und Kotflügeln – der Rahmen war sauber geblieben – und stellte die Maschine an ihren gewohnten Platz."

Weber ließ ihn, nachdem er das Geständnis unterschrieben hatte, abführen. Daß doch die Leute immer wieder glauben, es könne nicht passieren, wenn sie nur achtsam genug wären, dachte er. Wann wird endlich jeder begreifen, daß Streichhölzer in Scheunen und Ställen nichts zu suchen haben?

Kann man nachts Zeitung lesen



In den Wäldern Australiens wächst ein leuchtender Pilz. Im Frühling und im Herbst erscheint er in ganzen Kolonien. Im Lichte dieser Pilze kann man sogar nachts eine Zeitung lesen. Auch in den brasilianischen Wäldern findet man leuchtende Pilze. Sie wachsen sehr schnell, in zwei Stunden bis zu einem halben Meter. Und nachts erstrahlen diese Pilze in einem grünlichen Licht. Auch unser Hallimasch leuchtet in der Dunkelheit.



Den Weltrekord im Hochsprung hält eine kleine südamerikanische Antilope. Dieses zarte Tierchen, das nicht mehr als 10 kg wiegt und ungefähr einen Meter groß ist, springt mühelos einen sieben Meter hohen Felsen hinauf.



Im Museum der Stadt Portland (USA) befindet sich das größte Modell des menschlichen Herzens. Seine Ausmaße betragen 4 × 4 × 6 m. Die Besucher können in das Innere des Herzmodells hineingehen und sich dort genau angucken, wie das Herz arbeitet, wie das Blut durch das Herz gepumpt wird.

Wußtest du schon . . .

. . . daß die Erde 5,52mal so schwer ist wie eine gleich große Wasserkugel? Die Masse der Erdkugel beträgt rund 5 970 Trilliarden Tonnen. Dieses Gewicht ist aber nur $^{1}/_{332\,290}$ der Sonnenmasse.

. . . daß die wildlebenden Elefanten nach Schätzungen ein Lebensalter von 150 Jahren erreichen? In Gefangenschaft werden sie dagegen selten älter als 50 Jahre.

. . . daß die Zahl der Flügelschläge bei einem Raben 3 bis 4 in der Sekunde beträgt? Die Stubenfliege in der Sekunde aber 200- bis 300mal ihre Flügel bewegt?

. . . daß die Alpenrose keine Rose ist, sondern zu den Heidekrautgewächsen gehört?

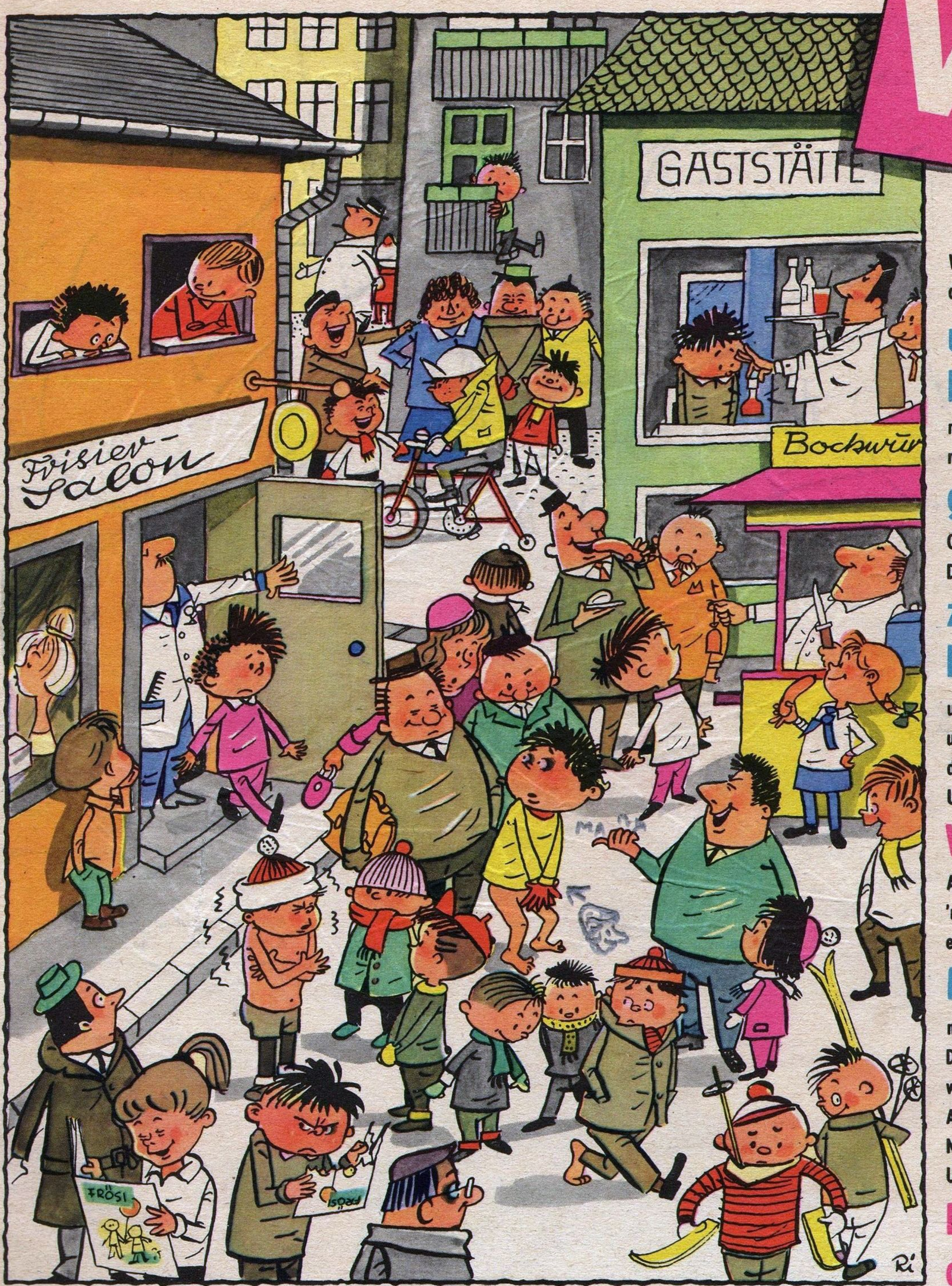
„Tiefenmahd"



Der Meeresgrund in der Nähe von Tria Bunna ist in die erste Unterwasserranch verwandelt worden. Unterwasserboote, die mit Mähmaschinen ausgerüstet sind, ernten in großer Tiefe das Gras des Meeres. Nach der „Tiefenmahd" kommen die Gräser zur Weiterverarbeitung in chemische Fabriken.

Was wäre, wenn . . .

4. TEIL



Was wäre, wenn man jenen Knaben,
die keine Lust zum Lernen haben,

und jede Arbeit halb nur machen,

nun auch von allen andern Sachen
nur stets die Hälfte

geben würde?

Ob mancher nicht erbeben würde?
Dann hätte Franz, der Fassungslose,

zum Anzug plötzlich keine Hose

und Klaus zur Hose keine Jacke
und Kalle mit der Kullerbacke,
der hätte nur noch einen Schuh.
Und frag mal dich!

Was hättest du?

Am Bockwurststand 'ne halbe Wurst,
'ne halbe Brause für den Durst,
ein halbes Bett, ein halbes Haus?

Das geht nicht,

meinst du? Ei der Daus!
Da hast du nämlich völlig recht,
was Halbes nur, ist wirklich schlecht.
Auch halbe Arbeit, halber Fleiß.
Nehmt diese Seite als Beweis.
Und sagt dem Kalle und dem Franz:

Das, was du machst, das mache ganz!

Segel, Tang und Taue

Die Geschichte der Segelschiffe in vielen Bildern von Attila Dargay

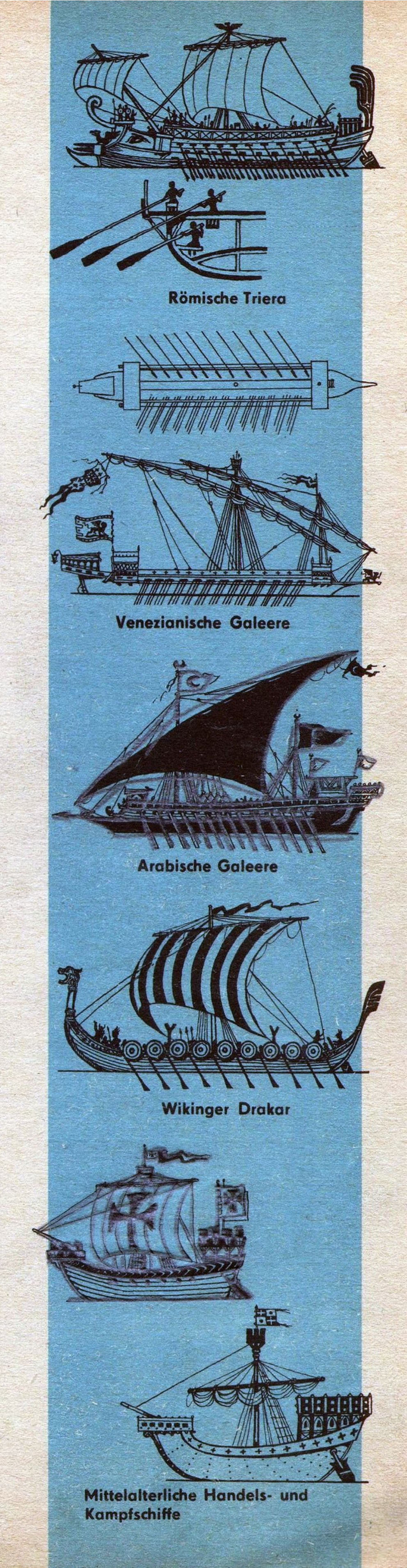


Auftrag im Schlamm

Viele glauben, daß der Taucher sich nur mit Meeresungeheuern und Tintenfischen herumschlägt, Perlen und Korallen im Ozean fischt und andere fast märchenhafte Abenteuer unter Wasser erlebt.
Von solchen Tauchern hat man schon viele Geschichten gehört, aber Taucher sind auch Arbeiter mit wichtigen, oft lebensgefährlichen Aufträgen, die nur ein Taucher ausführen kann. Aber nur selten erzählt man von ihnen.

Für den Taucher gibt es tiefe Meere mit durchsichtigem Wasser und salzigen Brisen. Es gibt aber auch kleine stinkige Flüßchen, nur fünf bis sechs Meter tief.
So ist auch die Pikesa. Nicht einmal Fische leben in ihr. Auf dem Grund der Pikesa hat sich so viel Schlamm abgesetzt, daß die Kähne buchstäblich in ihm steckenbleiben.
Am Ufer der Pikesa stehen große Schilder: „Keine Anker auswerfen! Elektrische Kabel!"
Und gerade dieses Kabel macht uns jetzt zu schaffen. Denn es liegt der Baggermaschine, die die Pikesa vom Schlamm reinigen will, im Weg. Das armdicke Kabel ist elektrisch geladen. Stößt der Stahllöffel der Baggermaschine auf das Kabel, dann ist der Teufel los. Dann wird die ganze Energie kurzgeschlossen, und im Nu gibt es ein nettes Feuerwerk unter Wasser, das für die gesamte Stromversorgung unangenehme Folgen haben kann.
Um das also zu verhindern, muß man die Stellen bezeichnen, wo das Kabel liegt. Deshalb ruft man die Barkasse mit den Tauchern. „Nun ja, ich habe schon im Ozean Blasen getrieben, da werde ich heute eben mal im Schlamm gluckern", sagt Taraß und steigt ins Wasser.


Zeichnungen von Booten auf Höhlenwänden der Urmenschen
Ägyptisches Schilfboot
Ägyptisches Schilfboot für den Handel
Ägyptisches Ruderboot mit Segel
Phönizianisches Ruderboot
Phönizianische Rudergaleere, mit Rammsporn bewaffnet
Griechische Rudergaleere mit Segel


Römische Triera
Venezianische Galeere
Arabische Galeere
Wikinger Drakar
Mittelalterliche Handels- und Kampfschiffe



Grundtyp der Schiffe der Hansa-Städte sowie der der englischen und französischen Schiffe

Schiffstyp der Kreuzzugkriege – aus diesem Typ entwickelte sich die Kogge

Kogge oder Neef

Einzelnes Linienschiff der Spanischen Armada

Spanische Karavella (Typ), Seitenansicht und Draufsicht

Auftrag im Schlamm

Das verhängnisvolle Drahtgeflecht

Taraß steckt jetzt schon bis an die Brust im Schlamm. Ringsherum ist es dumpf und dunkel. Blindlings steigt er weiter. Endlich hat er das Kabel erwischt und bindet den Strick des Schwimmklotzes daran fest.

Als er weitergehen will, gerät er plötzlich in ein verrostetes Drahtgeflecht. Er versucht sich loszuwickeln, verstrickt sich aber nur immer mehr.

So ein Pech! Da bin ich wie ein Seeungeheuer auf einen Angelhaken geraten! Was nun? Soll ich in diesem Schmutzkessel warten, bis sie mir einen anderen Taucher nachschicken? Bis dahin verkomme ich bestimmt . . .

Halt, ich hab's! Aufpumpen! Es ist zwar ein gefährliches Spiel, aber . . . mag kommen was will.

Taraß hört auf, mit dem Kopf gegen das Ventil zu stoßen und die verbrauchte Luft herauszulassen. Die Luft wird nun eingesperrt und füllt den Gummianzug. Taraß bläst sich auf, wird aber nur einen Zoll hochgehoben und kommt nicht weiter.

Der Draht hält mich fest, verflucht noch mal! Jetzt komme ich nicht einmal mehr mit dem Kopf an das Ventil heran.

Die Luft hat den Helm hochgetrieben.

Notsignale

Taraß packt den Helm mit beiden Händen und will ihn mit Gewalt auf den Kopf drücken. Nichts zu wollen! Es ist zu spät. Was habe ich mir da nur eingebrockt? Der Gummianzug wird gleich platzen, und dann ertrinke ich wie eine Katze . . .

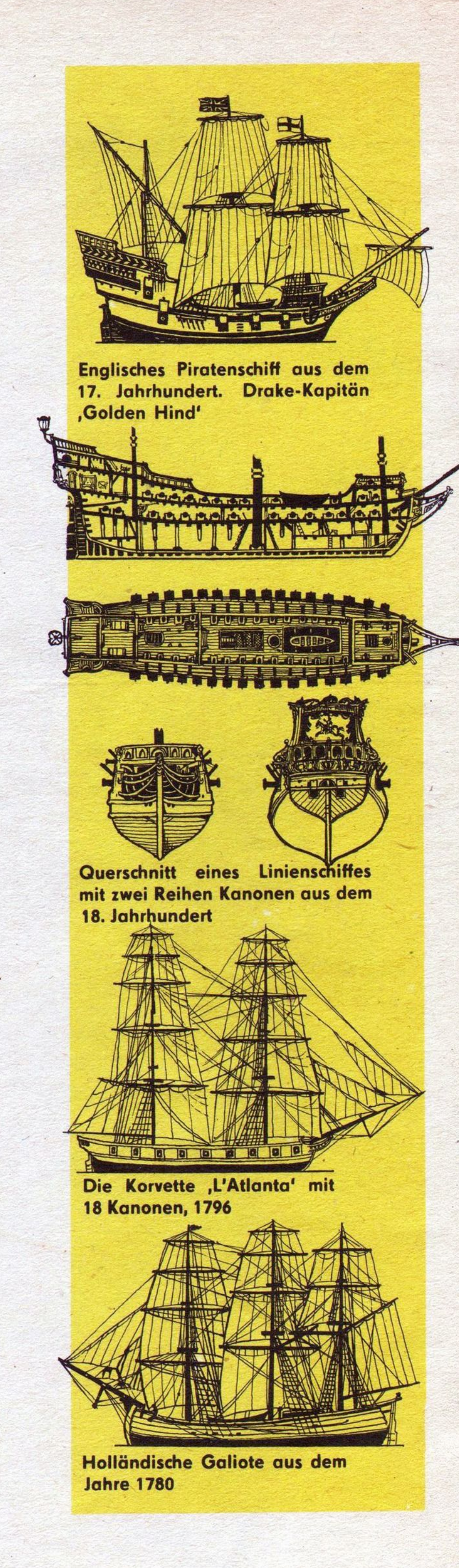
Taraß wird bange ums Herz. Er packt die Signalleine und zupft an ihr: Langsamer pumpen!

Besfamilnow an der Signalanlage gibt den Pumpern das Signal weiter: „Langsamer pumpen, er hat zuviel Luft!"

Wieder gibt Taraß das Signal: Langsamer pumpen!

Die Pumpe geht nur noch ganz sachte.

Aber Taraß meldet immer wieder: Langsamer pumpen!



Englisches Piratenschiff aus dem 17. Jahrhundert. Drake-Kapitän ‚Golden Hind'

Querschnitt eines Linienschiffes mit zwei Reihen Kanonen aus dem 18. Jahrhundert

Die Korvette ‚L'Atlanta' mit 18 Kanonen, 1796

Holländische Galiote aus dem Jahre 1780

Auftrag im Schlamm

Noch langsamer heißt, das Pumpen überhaupt einstellen. Besfamilnow meldet nach unten: „Langsamer geht es nicht mehr."
Was hat er bloß, denkt er. In diesem Schlamm muß man doch soviel Luft wie möglich haben, sonst bleibt man noch drin stecken. Und dieser Kauz trommelt immerfort: Langsamer, langsamer!

Das rettende Sägeblatt

Taraß zupft nicht mehr an der Leine. Sein Gummianzug bläht sich immer mehr auf, bald muß er platzen ... Es bleibt nur eins: die Bleigewichte vom Rücken und von der Brust abzuwerfen – dann ist er im Nu oben.
Aber der Strick, der sie hält, hat sich im Draht verfangen. Wenn er nur den Strick durchschneiden könnte! Aber wie? Ein Beil von oben kommen lassen: Hilft ja nicht mehr, es ist zu spät! Wie im Fieber greift Taraß um sich herum. Da – seine Hände fassen etwas. Er führt es vor die Augen – ein Stück Sägeblatt. Wie besessen sägt er mit zusammengepreßten Zähnen, und nur ein Gedanke hämmert in seinem Kopf: Ob ich es schaffe, ob ich es schaffe?
Bald ist der Strick durchgesägt. Aber Taraß schaut gar nicht hin. Wie verrückt sägt er weiter. Knacks – da springt der Strick, und die Bleigewichte fallen von den Schultern. Taraß schnellt in die Höhe. Wie ein abgeschossener Korken fliegt er durch die sechs Meter dicke Wasserschicht, überschlägt sich und klatscht auf das Wasser.

Wieder an Deck

Man zieht Taraß an der Signalleine herauf. Er klammert sich an die Sprosse der Schiffstreppe und schüttelt wie verrückt den Kopf. Wie eine Schildkröte kriecht er an Deck. Man nimmt ihm den Helm ab. Krebsrot, schweißüberströmt faucht er wie eine Lokomotive. Es war Rettung in letzter Minute.

(Aus „Abenteuer eines Tiefseetauchers", erschienen im Verlag „Neues Leben", Berlin)

Die ‚Vicoty', das Linienschiff mit drei Reihen Kanonen des Admirals Nelson im englisch-französischen Krieg (in der Schlacht bei Trafalgar)

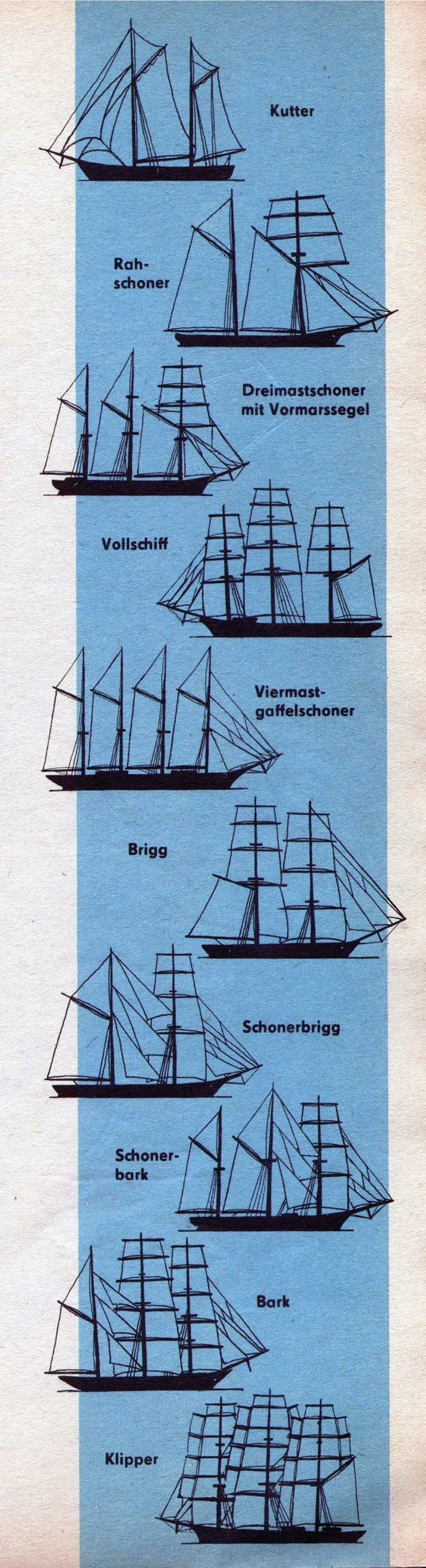
Französisches Linienschiff mit vier Reihen Kanonen

Fregatte mit gehievten Segeln

Kat

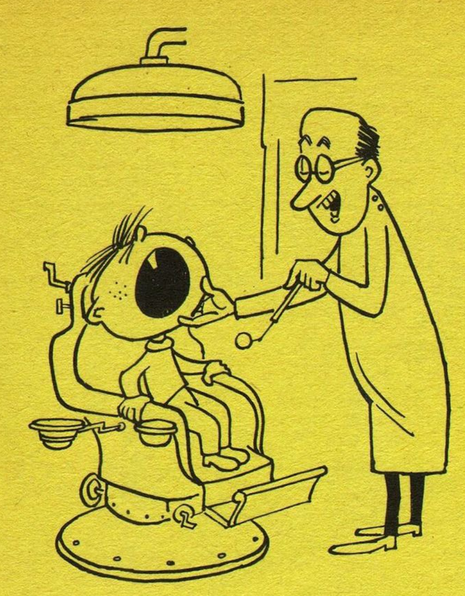
Slup

Yawl

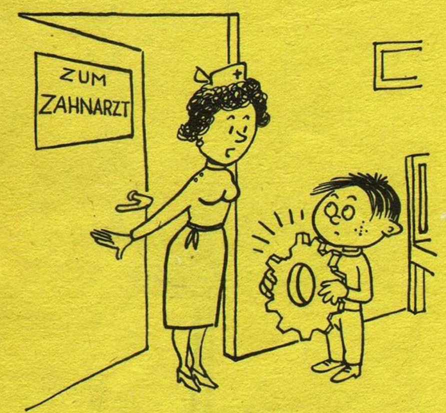



ÄXCHEN PFIFFIGS ABENTEUER 115. FOLGE:
WIE DER TÜTE MIR DAS SKILAUFEN BEIBRACHTE
„SKI ZU LAUFEN", SAGTE TÜTE, „IST VERGNÜGEN ERSTER GÜTE. KAUF' DIR EIN PAAR BRETTER, MAXE, STÖCKE, STEIG-UND ABFAHRTWACHSE, EIN PAAR STIEFEL NOCH DAZU, UND DANN LERNST DU DAS IM NU." ALSO TAT ICH, WAS ER SAGTE, NAHM DIE BRETTER HER UND WAGTE MICH MIT MUMM UND PUDELMÜTZE OBEN AUF DIE SCHNEEBERGSPITZE.
„JETZT", SPRACH TÜTE, „SEI NICHT FEIGE. MACH NUR NACH, WAS ICH DIR ZEIGE." ZOG ZWEI KURVEN, REICHLICH SCHIEFE, UND SCHOSS ABWÄRTS IN DIE TIEFE.
ERST KAM EINE BODENWELLE, DANN AUF EINMAL EIN GEFÄLLE. TÜTE WURDE BLASS UND BLÄSSER, UND AUCH MIR GING'S NICHT VIEL BESSER.
NACH FÜNF METERN FUHR ER SACHTER UND FIEL RÜCKLINGS AUF DAS ACHTER. ICH SCHOSS NACH UND FIEL WIE ER. DIESE ÜBUNG WAR NICHT SCHWER.
„BRAVO!" SAGTE AUCH MEIN LEHRER. „NUMMER ZWEI WIRD ETWAS SCHWERER. JETZT VERSUCHE, DICH DURCH KRABBELN SENKRECHT WIEDER HOCHZURAPPELN."
DOCH UNS WAR DIE STEILE LANDSCHAFT LIEBER ALS DIE STOCK-BEKANNTSCHAFT. WESHALB WIR NUN KURZENTSCHLOSSEN SENKRECHT IN DIE TIEFE SCHOSSEN.
UNTEN GLÜCKLICH ANGEKOMMEN, WAR MEIN BLICK ZUNÄCHST VERSCHWOMMEN. ALS ICH ENDLICH WIEDER SAH, WAR DER TÜTE NICHT MEHR DA.
ABER FLINK WIE EI
WAR AM HANG M
MEIN VERFOLGE
SOS! JETZT
JRGENDWIE - JCH KANN'S NICHT SAGEN - KAM ICH DANN MIT KOPF UND KRAGEN WIEDER 'RUNTER. (OHNE LEITER!) UND DANN GING DER ZAUBER WEITER.
DENN MEIN SCHWUNG WAR UNGEHEUE
UND ICH RASTE WIE DIE FEUER-
WEHR MIT NEUNZIG SACHEN MUNTER
BIS ZUM NÄCHSTEN ORT HINUNTER.
Text und Zeichnungen: Richard Hambach


TÜTE KROCH AUF ALLEN VIEREN,
UM MIR DAS ZU DEMONSTRIEREN.
PLÖTZLICH SCHRIE ER WIE AM SPIESS,
WAS AUF UNHEIL SCHLIESSEN LIESS.
VON DER HÖHE KAM IM BOGEN
NOCH EIN LÄUFER ANGEFLOGEN.
„WEG DA!“ RIEF ER WIE VERDREHT.
DOCH DA WAR ES SCHON ZU SPÄT.
WENN SECHS BEINE MIT SECHS BRETTERN
SICH IM PULVERSCHNEE VERHEDDERN,
GIBT'S NATÜRLICH EIN PROBLEM:
WELCHES BEIN GEHÖRT ZU WEM?
ICH VERSUCHTE, MEINS DURCH KNEIFEN
ZU ENTDECKEN UND ZU GREIFEN,
WORAUF ONKEL SICH EMPÖRTE,
WEIL DIE WADE IHM GEHÖRTE.
DROHEND SCHWANG ER SEINE STÖCKE,
UND WIR ZWEI IN WILDEM SCHRECKE
RISSEN AUS VOR DEM MALHEUR.
UND DER ONKEL HINTERHER!
EINE FRAU KAM MIR ENTGEGEN,
SPRANG ZUR SEITE MEINETWEGEN.
AUCH IHR MANN – IM RIESENSATZ –
MACHTE SCHLEUNIGST FÜR MICH PLATZ.
DENN DIE BRETTER UND DIE BEINE
RUTSCHTEN PLÖTZLICH VON ALLEINE
WIE GEÖLTE KUGELBLITZE
IN DAS TAL DER SCHNEEBERGSPITZE.
ETWA ZEHN SEKUNDEN SPÄTER
FLOG ICH RUNDE FÜNFZIGMETER
ÜBER SCHNEEBEDECKTE KLÜFTE
WIE EIN VOGEL DURCH DIE LÜFTE.
UNTER MIR WAR MORDSGEDRÄNGE.
„BRAVO! BRAVO!“ RIEF DIE MENGE,
WEIL SIE DUMMERWEISE DACHTE,
DASS ICH FREUDENSPRÜNGE MACHTE.
DASS DIE BRETTER, WIE SIE WOLLTEN,
MIT MIR DURCH DIE GEGEND ROLLTEN
UND MICH IN DEN WIRBEL RISSEN,
KONNTE SCHLIESSLICH KEINER WISSEN.
MEIN VERFOLGER WAR VERSCHWUNDEN.
ABER RINGS IN WEITEN RUNDEN
STAND EIN SCHWARM VON LAUTER LEUTEN,
DIE SICH ALLE RIESIG FREUTEN.
ALS DIE BRETTER RUHE FANDEN,
ENDLICH MIT MIR STILLE STANDEN,
RIEFEN ALLE HELLBEGEISTERT:
„HERRLICH HAST DU DAS GEMEISTERT!“
ETWAS SPÄTER KAM AUCH TÜTE.
„SEHT IHR“, SAGTE DIESE BLÜTE,
„MÄXCHENS STIL WAR EINE PRACHT.
DAS HAB' ICH IHM BEIGEBRACHT!“
„RICHTIG!“ SPRACH ICH
SEITWÄRTSSCHIELEND.
„SKILAUF LERNT MAN
NÄMLICH SPIELEND.
DENN MAN MUSS,
UM'S ZU BEGREIFEN,
BLOSS – MAL
FREMDE WADEN KNEIFEN!“
Ri



„Nun, mein Junge, welcher Zahn ist es denn?"



„Der Nächste bitte!"



„Mein Vati ist Zahnarzt!"
„Prima, Mensch, mein Vater ist so was ähnliches. Sieh mal, da bohrt er gerade!"

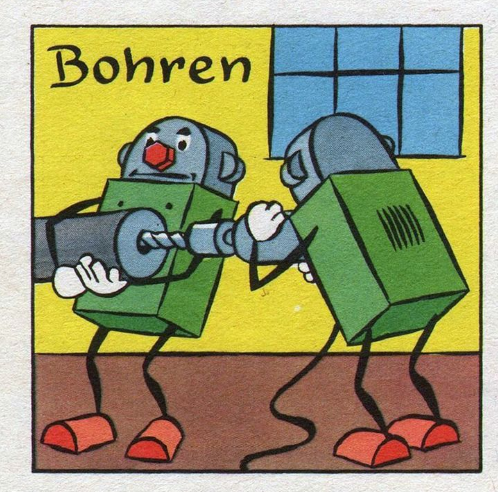
Zeichnungen: H. Alisch

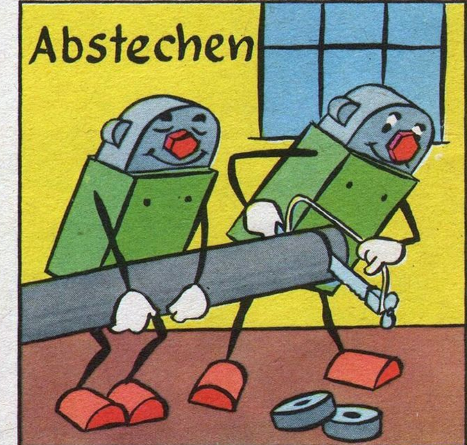
Zahn um Zahn

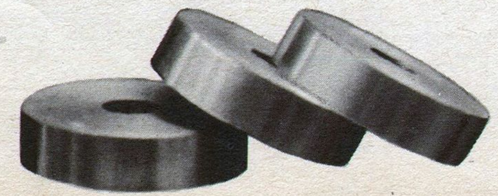
REPORTER DROLL AUF REISEN

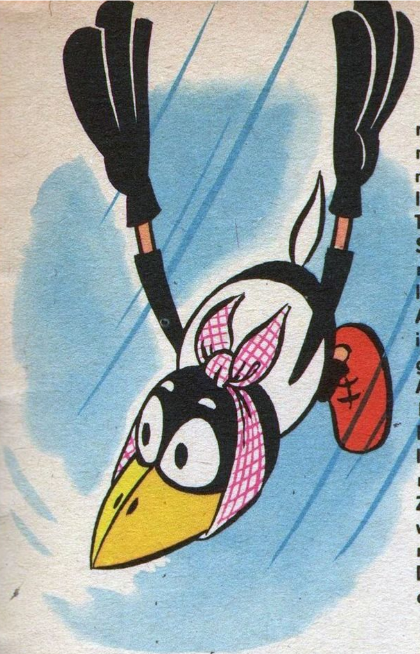


Passierte mir doch neulich folgendes: Ich knabbere eine Nuß um die andere. Ganz schön hart, denke ich und – autsch – schon kracht es in meinem Schnabel. Ein Glück, diesmal ist er noch ganz geblieben. Wo gibt es eigentlich Ersatzzähne, wenn einer fehlt? Da fällt mir ein, daß es im VEB Zahnschneidemaschinenfabrik Modul in Karl-Marx-Stadt hübsche Metallzähne geben soll. Fix fliege ich hin. Dort muß ich wie beim Zahnarzt richtig warten, ehe mich ein Arzt im blauen Kittel in ein großes Zimmer ruft. Hier beginne ich mich zu wundern, denn der Raum ist kein Behandlungszimmer und der Mann im blauen Kittel kein Arzt, sondern der Haupttechnologe, Herr Zschocke. Er ist sehr erstaunt, daß ich von ihm Ersatzzähne haben will. Nachdem wir uns beide genug gewundert haben, erzählt mir Herr Zschocke, daß im VEB Modul verschiedenartige Zahnschneidemaschinen und dazu viele einzelne Zahnräder hergestellt werden. Also doch Zähne, widerspreche ich in Gedanken (ich halte aber lieber den Schnabel!). Zunächst besichtige ich riesige lange Rundstangen (wie mein Foto sie zeigt), die je nach Bedarf durch Luken in die Vordreherei befördert werden. Hier erfolgt die erste Bearbeitung auf einer Dreh-, Bohr- und Abstechmaschine in zwei Arbeitsstufen (diese sind nicht mit Treppenstufen zu verwechseln!). Erstens erhält der Rundstahl ein angenehmes Äußeres, Außendurchmesser vordrehen, sagt man dazu. Zweitens wird in die Mitte ein Loch gebohrt (die sogenannte Bohrung). Außerdem werden dabei drei Werkstücke abgestochen – Droll-ig ausgedrückt „drei Scheiben abgeschnitten" (woran man erkennen kann, wie mir der polytechnische Unterricht fehlt). Nachdem die künftigen Zahnräder bereits die Form von Schokoladenringen für den Weihnachtsbaum angenommen haben, werden sie auf einer Revolverdrehmaschine weiterbearbeitet. Ich erkundige

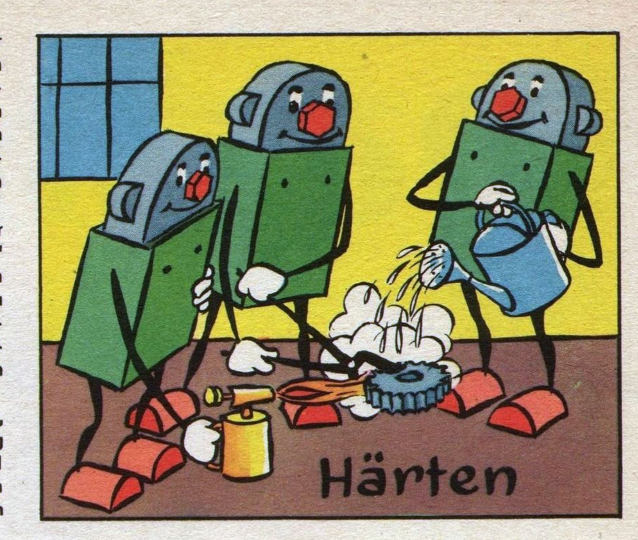


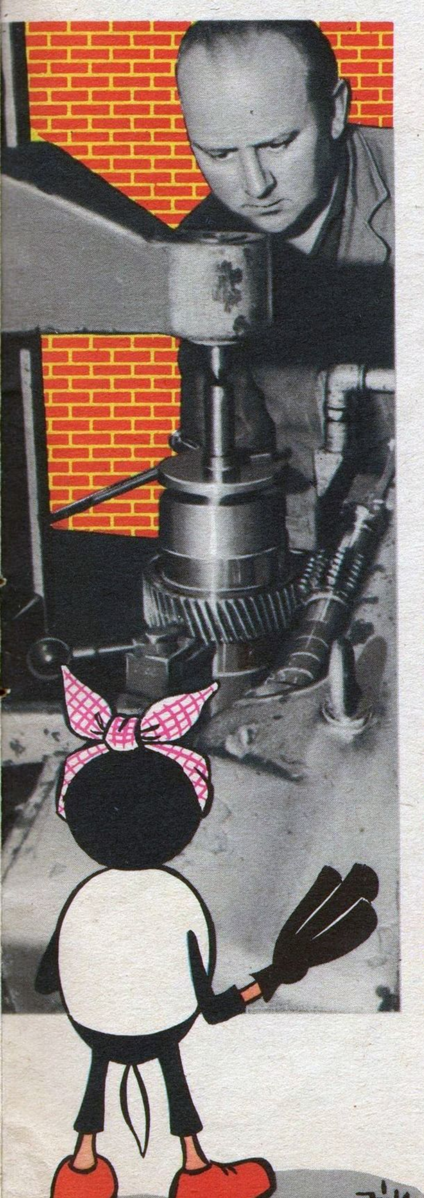




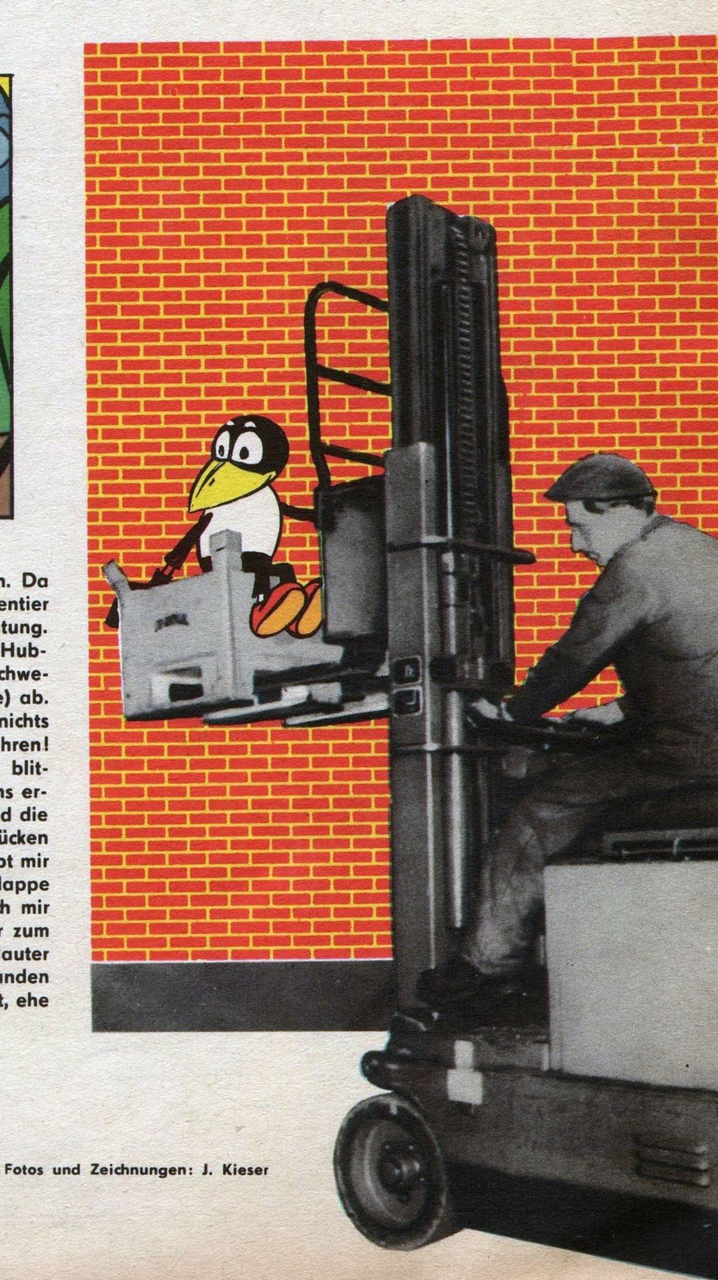


mich, wann sie schießt. Da lacht mich Herr Grünwald, der mich durch den Betrieb führt, schallend aus. (Habe ich mich aber vor den Arbeitern geschämt!) Ich erfuhr nämlich, daß an einer Revolverdrehmaschine wie bei einem Trommelrevolver die Geschosse, die verschiedensten Schneidwerkzeuge, rundherum angebracht werden können. An ihr bekommen die künftigen Zahnräder ihren letzten Schliff.
An der Abwälzfräsmaschine wird dann, wie man wieder im Bilde sehen kann, nach dem Motto „Zahn um Zahn" gehandelt, genau gesagt: Die Zähne werden mit dem Abwälzfräser gefräst, und damit es ihnen dabei nicht zu heiß wird, bekommen sie gleichzeitig eine Schneidöl-Dusche. (Ich tue so, als weiß ich, daß die Wärmeentwicklung durch die entstehende Reibung erfolgt. Wenn mich nur keiner nach Einzelheiten fragt!)
Zahnräder, die später sehr widerstandsfähig sein sollen, werden gehärtet, das heißt stark erhitzt und gleichzeitig mit Wasser gekühlt. Das geschieht unter Zischen und Dampfen. Weil hierbei die Genauigkeit leidet, werden die Zahnräder anschließend geschliffen. Gerade will ich







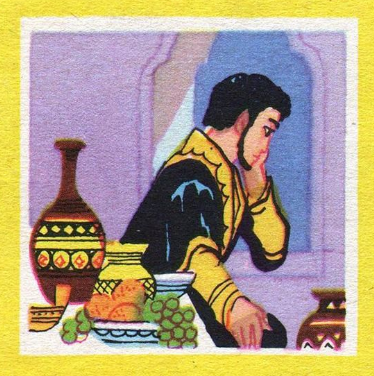


fragen, wohin nun die fertigen Zahnräder kommen. Da surrt es plötzlich neben mir, und ich sehe ein Riesentier mit langem Hals und beweglicher Schnappvorrichtung. Ich erstarre fast vor Schreck. Doch: es ist nur ein Hubstapler. Er nimmt den Arbeitern das Schleppen der schweren Zahnradkisten (Kastenpaletten nennt man diese) ab. Diese werden von dem Ungetüm mir nichts dir nichts aufgestapelt. Hui, ich darf auch mal mitfahren! Alles ist hier riesig interessant, diese flinken, blitzenden Maschinen, die so schnell alle Arbeit bestens erledigen. Allerdings haben die Dreher und Fräser und die anderen Arbeiter immerzu was einzustellen oder drücken Hebel. Wie die das bloß machen? Vor Staunen bleibt mir manchmal der Schnabel offenstehen. Doch dann klappe ich ihn zu, bedanke mich vielmals für alles, was ich mir ansehen durfte und will davonsausen. Da fällt mir zum Glück ein, daß ich bei der Betriebsbesichtigung vor lauter Begeisterung mein „Schnabelwärmtuch" abgebunden habe. Das wird natürlich erst ordentlich festgeknotet, ehe die Heimreise losgeht.

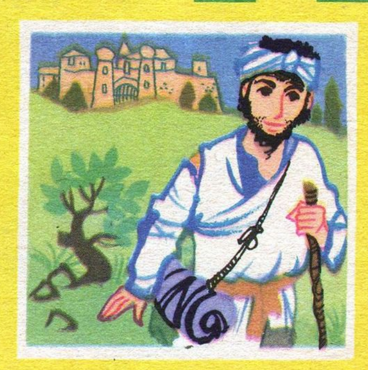
Fotos und Zeichnungen: J. Kieser

Der Brokattepp

1. Watschagan, der Zarensohn, und sein bester Freund Waginak kamen von der Jagd aus den Bergen zurück. Am Brunnen des Dorfes Azik wollten sie ihren Durst löschen. Vergeblich bat Watschagan ein schönes Mädchen um Wasser.

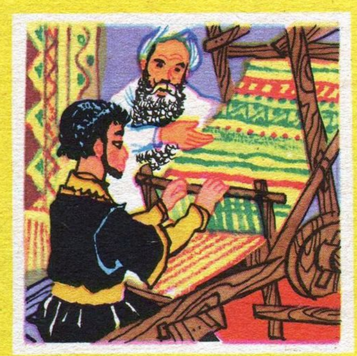


5. Nun glaubte das Zarenpaar, Watschagan werde sein Vorhaben aufgeben. Doch er fand, Anait hätte recht. Auch ein Zar müßte Meister in einem Fach sein. Er bestellte einen Weber zu sich, um von ihm das Weben von Brokatstoffen zu erlernen.

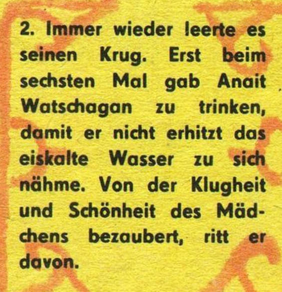




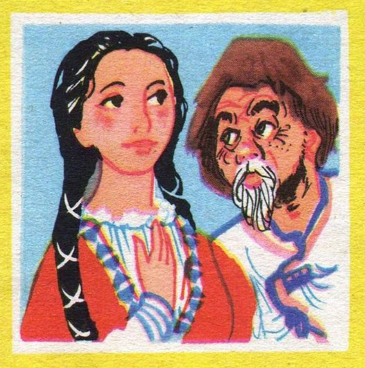
3. Watschagan beschloß, Anait zu heiraten. Zar und Zarin verboten es ihm zornig. Da verweigerte er jegliches Essen, bis sie schließlich einwilligten und Waginak mit vielen Geschenken als Brautwerber zu Anait schickten.



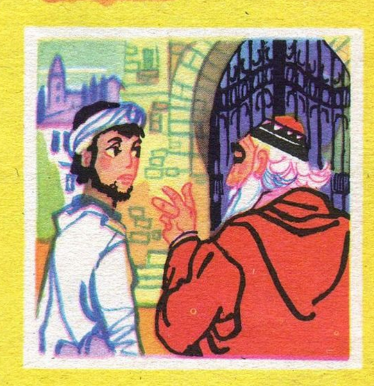
7. Nun feierte man eine große Hochzeit. Kurz darauf verschwand der Freund des Zarensohnes, Waginak, und blieb unauffindbar. Bald starben Zar und Zarin, und Watschagan übernahm die Herrschaft. Da riet ihm Anait, verkleidet sein Land kennenzulernen.



2. Immer wieder leerte es seinen Krug. Erst beim sechsten Mal gab Anait Watschagan zu trinken, damit er nicht erhitzt das eiskalte Wasser zu sich nähme. Von der Klugheit und Schönheit des Mädchens bezaubert, ritt er davon.



6. Nach einem Jahr war Watschagan ein außergewöhnlich geübter Weber und übersandte Anait einen wunderbaren selbstgefertigten Brokatteppich. Dieses Brautgeschenk war für Anait eine Kostbarkeit. Jetzt war sie bereit, Watschagan zu heiraten.





4. Anaits Vater, der Hirt Aran, wollte, daß seine Tochter selbst entscheide. Sie sandte die Brautgeschenke zurück und bat, Watschagan zu sagen, sie werde ihn nur zum Mann nehmen, wenn er Meister in einem Handwerk geworden sei.



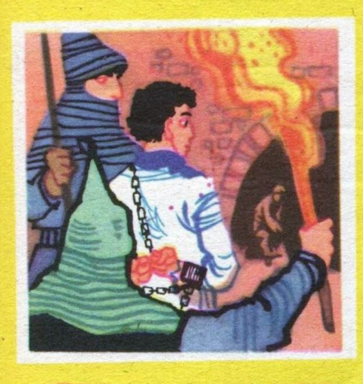
8. In der Stadt Perosch trat ein alter Priester zu Watschagan und versprach ihm leichte Arbeit und reichen Lohn, wenn er ihm folgen würde. Neugierig geworden, folgte ihm der Zarensohn zum Tor eines prächtigen Tempels.

ich

Nach dem grusinischen Märchen „Anait“

Text: NINA GOSLICKI Zeichnungen: G. HAIN

9. Kaum aber hatte sich das eiserne Tor hinter Watschagan geschlossen, wurde er gepackt, in ein unterirdisches Gewölbe geschleppt und angeschmiedet. Dort mußte er mit anderen Gefangenen arbeiten, wenn er am Leben bleiben wollte.

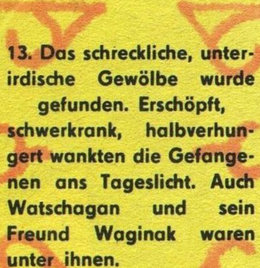


10. In dem furchtbaren Verließ fand Watschagan seinen Freund Waginak, der dem Tode nahe war. Sofort begann er einen herrlichen Brokatteppich zu weben und überredete seine Aufseher, diesen der Zarin Anait zu bringen.

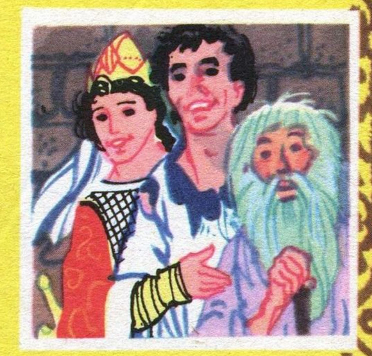


11. Anait trauerte um ihren Mann. Eines Tages legte ihr ein als Händler verkleideter Diener des Priesters einen kunstvollen Brokatteppich vor. Aus dem Muster geheimnisvoller Buchstaben entnahm Anait den Hilferuf ihres Mannes.

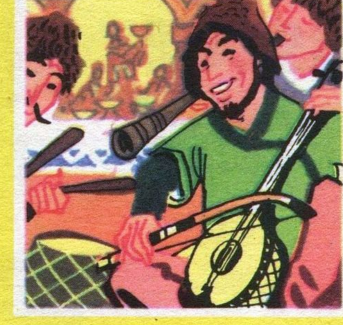
12. Der Händler wurde in den Kerker geworfen. Anait ritt an der Spitze eines Heeres nach Perosch. Dort drangen die Reiter der Zarin in den Tempel ein und nahmen den heuchlerischen Priester und seine Diener gefangen.



13. Das schreckliche, unterirdische Gewölbe wurde gefunden. Erschöpft, schwerkrank, halbverhungert wankten die Gefangenen ans Tageslicht. Auch Watschagan und sein Freund Waginak waren unter ihnen.

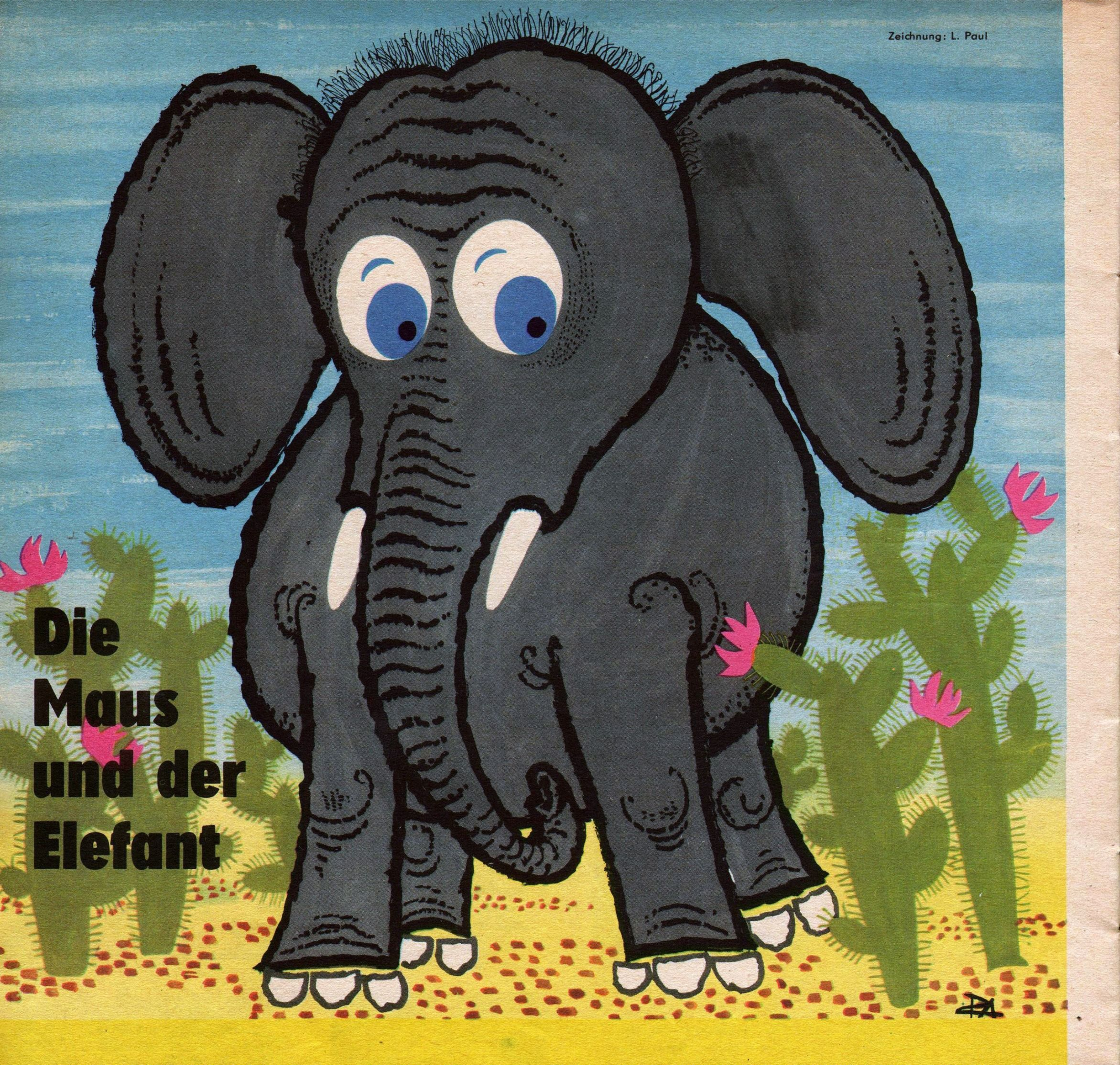


14. Glücklich umarmten sich Watschagan und Anait. Waginak war dankbar für seine Rettung und pries die Klugheit der Zaren. Doch der wies auf Anait, denn auf ihren Rat hin hatte er das Weben erlernt und dadurch sein Leben erhalten.



15. Der Priester und seine Helfer wurden verurteilt. Alle, die mit Watschagan gefangen waren, lud man aufs Zarenschloß ein, wo ein großes Freudenfest stattfand. Viele Lieder erklangen zu Ehren Anaits.

Zeichnung: L. Paul



Die Maus und der Elefant

Ein Mäuschen fiel einmal in einen Kübel, und es gelang ihm nicht mehr, herauszukommen. Es piepste kläglich, aber niemand hörte die Maus. Die Ärmste dachte bereits, daß jener Kübel ihr Grab geworden wäre, aber ein Elefant kam dort vorbei und zog sie mit dem Rüssel heraus.

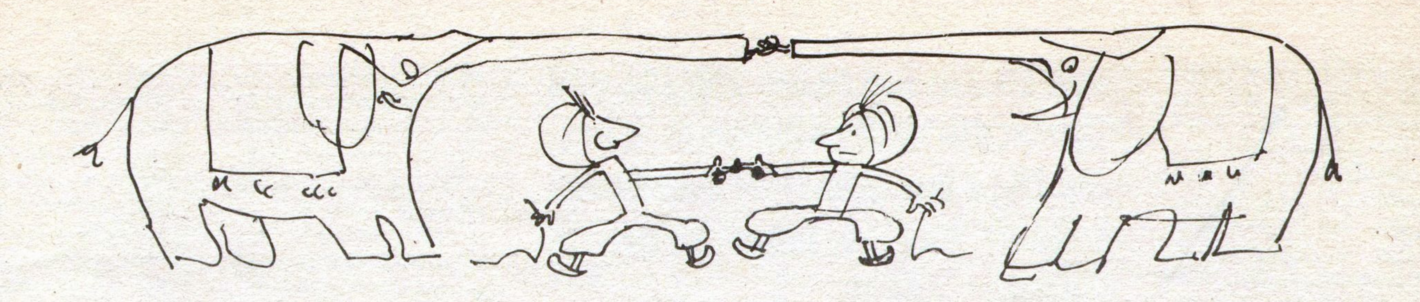
„Ich danke dir, Elefant. Du hast mir das Leben gerettet. Ich werde dir meine Dankbarkeit beweisen."

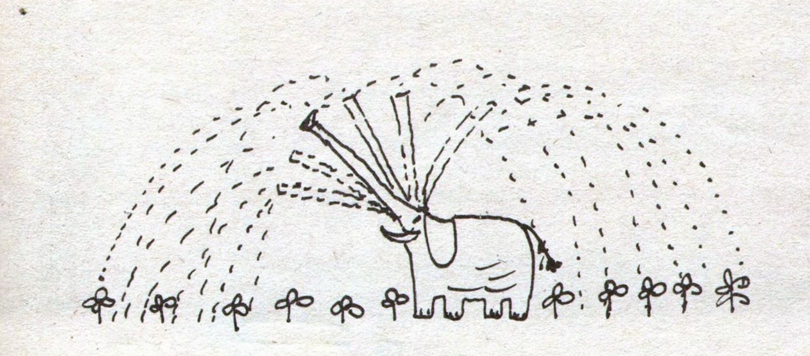
Der Elefant brach in Lachen aus:

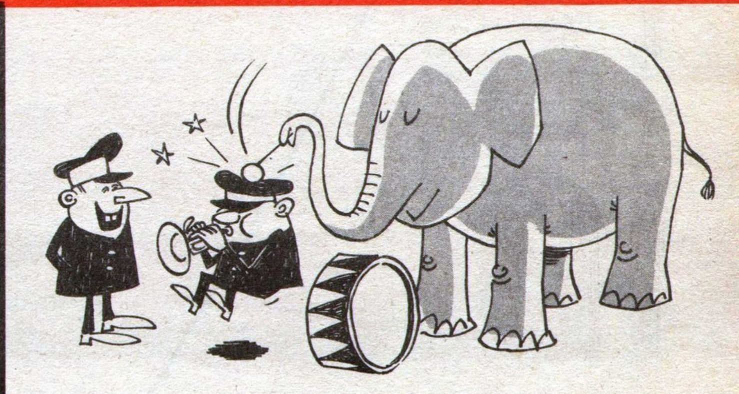
„Und wie willst du das machen? Du bist nichts als eine kleine Maus."

Einige Zeit danach fingen Jäger den Elefanten und fesselten ihn mit einem Seil. Dann erwarteten sie den Morgen, um ihn wegzubringen. Es war Nacht. Der Elefant lag traurig auf der Erde, und soviel er sich auch anstrengte, es gelang ihm nicht, das Seil zu zerreißen. Auf einmal erschien das Mäuschen und begann, das Seil zu zernagen. Und es nagte und nagte, und bevor der Tag anbrach, war der Elefant frei.

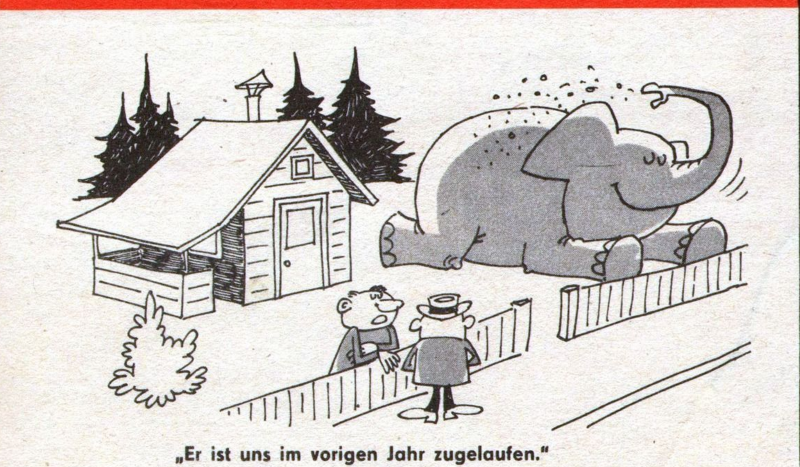
„Siehst du, Elefant", sagte das Mäuschen, „ich habe mein Wort gehalten. Auch ein Mäuschen kann manchmal etwas tun, was ein Elefant mit seiner ganzen Kraft nicht schafft."



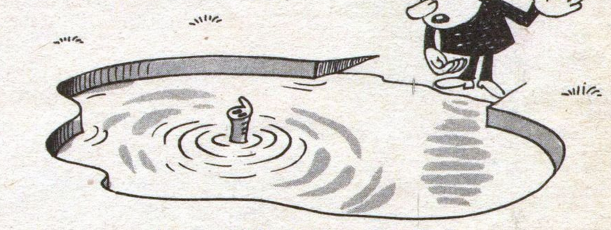




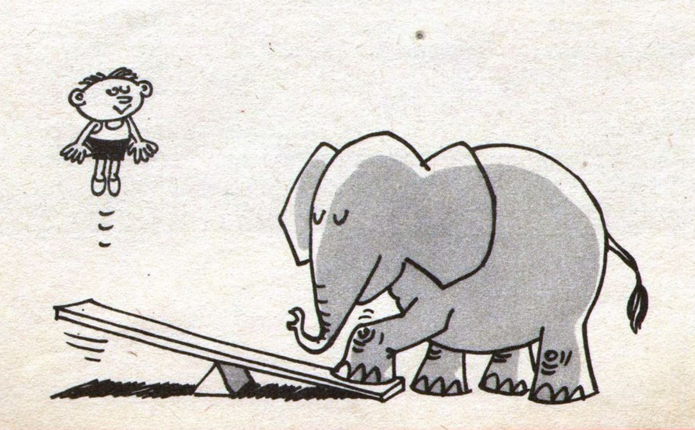
„Siehst du, er merkt jeden falschen Ton!"

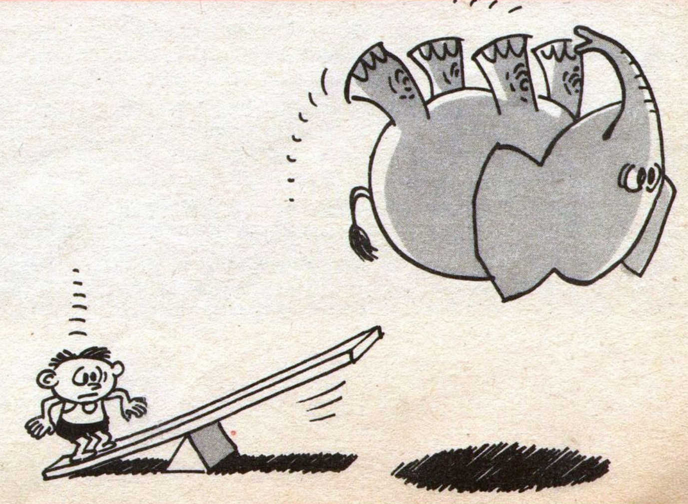


„Er ist uns im vorigen Jahr zugelaufen."



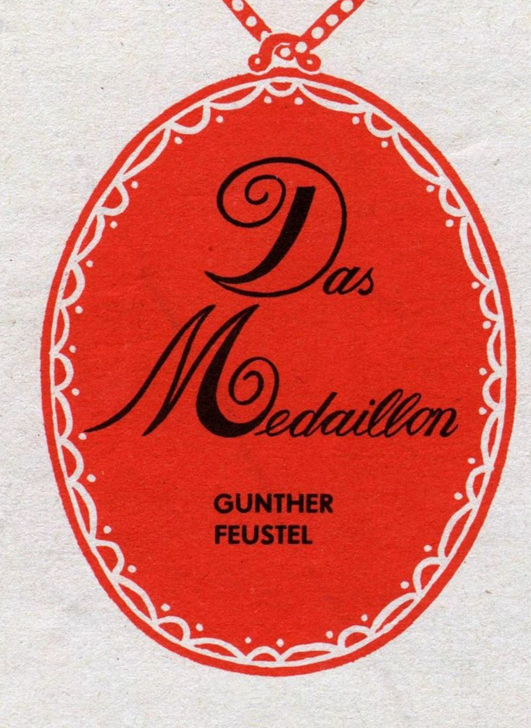
„Komm wieder heraus, Hannibal.
Der Doktor mit der Spritze ist ja schon gegangen."





Zeichnungen: H. Schlegel und W. Moese

Das ist die Geschichte von Jan und Maria, die 1942 zwischen dem weiten Moor und dem Dorf Polzonowa begann und 10 Jahre später in Warschau endete.



Es war an einem heißen Sommertag. Der Torf roch nach fauligem Holz und nach Moor, als Jan und Maria das erste Mal einander begegneten. Im Garten von Onkel Tomasz stand Maria und weinte. Doschka, die eisgraue Spitzin, lief an den Zaun und winselte leise.

„Doschka!" rief Jan. Aber Doschka blieb am Zaun stehen und preßte ihre Schnauze durch den Draht. Da kam Maria und streichelte Doschkas Fell.

Verlegen stand Jan auf. „Das ist mein Hund!" sagte er. „Er heißt Doschka!"

Maria nickte. „Ich wohne bei Onkel Tomasz", sagte sie. Da wurde Maria gerufen, und Doschka sah ihr noch lange nach.

Im Dorf erzählte man, daß Onkel Tomasz' Schwester mit ihrer Tochter Maria aus Warschau nach Polzonowa gekommen war. Und man erzählte auch, daß Marias Mutter sehr krank sei.

Nur fünf Nächte vergingen. Da wurde die fremde Frau aus Warschau auf dem kleinen Friedhof von Polzonowa begraben.

Aber das Moor blühte, und der Wind trug die Flocken der Disteln in die Gärten von Polzonowa.

Maria saß auf der Bank hinter dem Haus und schälte Kartoffeln. Da lief Doschka freudig aufjaulend zum Zaun, zwängte sich unter dem rostigen Draht hindurch und legte ihren Kopf auf Marias Knie. „Doschka!" flüsterte Maria und nahm den Hundekopf in beide Hände. Jan war an den Zaun herangekommen. „Doschka hat dich gern, Maria!" sagte Jan. Maria streichelte den Hund und nickte. Da legte sich die eisgraue Spitzin auf Marias Füße und streckte ihre Schnauze in die Sonne. So kam es, daß der Hund Doschka Jan und Maria Freunde werden ließ. Und wenn Jan seinem Vater und Onkel Tomasz im Torfstich half, kam Maria und brachte in einem Weidenkorb das Essen. Dann saßen Jan und Maria abseits und erzählten einander ihre Träume von der Zukunft. Und es war, als hätte der Krieg das Moor vergessen.

Der Sommer im Moor ging zu Ende. Die Ketten der Silberkraniche flogen über Polzonowa nach Süden – dem Sommer nach. Und den Silberkranichen folgte der erste Schnee.

Da kamen Lastwagen in das Dorf gefahren. Deutsche Soldaten holten die Männer aus den Häusern und von den Torffeuern und trieben sie auf die Wagen. Frauen schrien, Kinder weinten, und den alten Männern zitterten die Hände. Dann heulten die Motoren auf und ließen den Schnee auf der Dorfstraße von Polzonowa als schmutzigen, braunen Schlamm zurück – und drei deutsche Soldaten im Haus des Bürgermeisters. So verlor Jan seinen Vater.

Es wurde ein trauriger, einsamer Winter, und die wenigen Menschen von Polzonowa rückten noch enger zusammen.

Jan und Maria saßen in den dunklen Tagen in der Küche von Onkel Tomasz. Und Maria erzählte von den vielen Büchern, die sie gelesen hatte. Onkel Tomasz und Jan sahen in die Flammen des Torffeuers und hörten zu. Onkel Tomasz schnitzte aus den braungegerbten Wurzeln des Moores seltsame Tiere und Gestalten für die beiden Kinder. Und wenn die Trauer um Marias Mutter und Jans Vater die Kinder erfüllte, fand der alte Mann immer Trost und Ermunterung für die beiden.

Da brach der Frühling plötzlich aus dem Moor heraus. Die Wildgänse fielen schreiend in den schwarzen Tümpeln ein, und zwischen den winterfahlen Grashalmen setzten die Huflattiche gelbe Inseln. Der Seidelbast blühte.

Da liefen Maria und Jan in das Moor, um Seidelbast zu pflücken. Sie sprangen von Grasbulk zu Grasbulk und lachten, wenn die Kiebitze erschreckt aus ihren Buckelnestern zum Himmel emportorkelten.

Tiefer und tiefer führte Jan Maria in das Moor. Die Luft duftete nach feuchter Erde und nach jungen Knospen. Plötzlich blieb Jan stehen. Zu seinen Füßen rankten sich die braunen Zweige mit den rosa Blüten.

„Ist das schön!" sagte Maria leise und atmete tief. „Wir wollen sie nicht abbrechen!"

Da legte Jan Maria den Arm um die Schulter. So standen sie lange und sahen den Vogelschwärmen entgegen, die in flüchtigen Keilen nordwärts strebten. Maria legte den Kopf auf Jans Schulter.

Als Jan und Maria nach Polzonowa zurückkamen, gebärdete sich Doschka wie toll vor Freude. Sie leckte Maria die Hände und stürmte über die Gartenbeete und um das Haus.

Jan und Maria lachten. „Der Frühling ist ihr unter das Fell gefahren!" sagte Jan.

Plötzlich blieb Doschka in Onkel Tomasz' Garten stehen. Sie zwängte ihre spitze Schnauze unter den kahlen Johannisbeerstrauch. Dann begann sie zu scharren. Die Erdklumpen flogen. Doschka knurrte, jaulte und winselte. Sie zerrte etwas aus der Erde hervor.

Maria war blaß geworden. „Doschka!" schrie sie. Aber der Hund schüttelte einen großen Lumpen um seine Schnauze hin und her und jagte damit durch den Garten.

Maria versuchte, Doschka die Jacke zu entreißen. Aber der Hund jagte um das Haus und lief auf die Dorfstraße.

„Doschka! Doschka!" rief Maria verzweifelt und lief ihm nach. Verwundert folgte Jan.

Mitten auf dem Dorfplatz blieb Doschka stehen und schlug sich den Fetzen um die Ohren.

Am Dorfbrunnen pumpte ein deutscher Soldat Wasser in einen Eimer. Als er Doschka sah, goß er ihr das Wasser über das Fell.

Doschka jaulte erschrocken auf. Sie ließ den Fetzen fallen und lief mit eingezogenem Schwanz zu Jan

zurück. Der Soldat stieß mit dem Stiefel den Fetzen auseinander. Er bückte sich und hob ihn auf. Jan sah es auch. Auf der zerfetzten Jacke war ein gelber Judenstern.

Maria schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. „So ist das also!" flüsterte Jan erschrocken.

In Marias Augen stand die Angst. Sie lief wie gehetzt zu Onkel Tomasz' Haus.

Jan blieb stehen. Er sah, wie der graue Soldat die Jacke mit dem gelben Judenstern aufhob und mit der Jacke in das Haus des Bürgermeisters ging.

Da kam Maria aus der Tür. Sie trug einen Beutel in der Hand. Über ihr Gesicht liefen Tränen.

„Maria!" flüsterte Jan, aber er blieb am Fenster stehen – starr wie aus Stein.

Maria rannte in das Moor. Sie sah noch einmal ängstlich auf das Dorf zurück, dann verschwand sie hinter den buckligen Weiden. Für ein paar Sekunden war es Jan so, als würde sein Herz stehenbleiben – vor Angst und Trauer. Aber dann riß er die Tür auf und lief Maria nach – in das Moor hinein. Am Torfbach holte er sie ein.

„Sie wissen alles von Maria!" flüsterte Jan. Und er erzählte von Doschka und dem gelben Judenstern und von Maria im Moor.

„Hätte ich es doch verbrannt!" Onkel Tomasz strich sich die weißen Haare aus dem Gesicht. „Jan, Maria muß fort!"

Der alte Mann nahm seinen Stock und ging mit schwerfälligen Schritten durch das Zimmer bis an den Schrank. Er zog Schubfächer auf und legte viele Dinge in ein großes Tuch.

„Du sollst es wissen, Jan. Da schlugen Fäuste und Stiefel gegen die Tür. Onkel Tomasz ließ seine Pfeife fallen. Er nahm Jans Kopf in beide Hände. Seine Stimme zitterte. „Lauf durch den Garten, mein Junge", flüsterte er. „Und bringe das Mädchen fort!"

Als Jan über den Zaun gesprungen war, sah er, daß vor dem Haus ein Auto stand. Und er sah, wie Onkel Tomasz in das Auto gestoßen wurde.

Jan weinte. Dann vergrub er seine Fäuste in den Taschen und lief in das dunkelnde Moor hinein.

sagte Maria. Jan blieb stehen und hielt Marias Hand. Da zog Maria ihre Hand zurück und löste eine Kette von ihrem Hals. An der Kette hing ein goldenes Medaillon, mit Korallenperlen verziert.

Maria öffnete die goldene Kapsel. Auf der einen Seite war das Bild des Mädchens hinter einer kleinen Glasscheibe, auf der anderen Seite das jener fremden Frau, die damals mit Maria in das Dorf Polzonowa gekommen war.

„Nimm es, Jan!" flüsterte Maria. „Und vergiß mich nicht!"



Zeichnung: K. Fischer

Onkel Tomasz hat Juden versteckt – dachte Jan –, sie werden ihn holen und ihn erschießen.

„Aber ich habe es nicht gewußt!" flüsterte er, „nein, nein, ich habe es nicht gewußt!" Jan lief in das Haus seiner Eltern. Er schlug die Tür zu.

Er preßte die Stirn an das Fenster und sah mit brennenden Augen in Onkel Tomasz' Garten.

„Onkel Tomasz ist nicht da!" flüsterte Maria. Da nahm Jan Marias Hand. „Maria, ich bringe dich ins Moor. Ich weiß einen Platz, den niemand kennt!"

Maria nickte. Und Jan und Maria gingen in das Moor hinein.

Als es dämmerte, kam Jan nach Polzonowa zurück. Onkel Tomasz saß auf der Gartenbank hinter dem Haus und rauchte seine Pfeife.

Maria und ihre Mutter sind aus dem Warschauer Getto geflohen. Viele Menschen haben ihnen geholfen. Es darf nicht umsonst gewesen sein!"

„Onkel Tomasz!" sagte Jan leise. „War Marias Mutter deine Schwester?" Der alte Mann schüttelte den Kopf. Er legte Jan die Hand auf die Schulter. Und er sagte dem Jungen, wohin Maria in der Stadt westwärts des Moores gehen sollte.

In dieser Nacht stand die große Scheibe des Frühlingsmondes über dem Moor von Polzonowa. Und sie schien auf Jan und Maria, die in dieser Frühlingsnacht den Weg zu der kleinen Stadt westwärts des Moores fanden.

Der erste Morgen dämmerte herauf. Die niedrigen Häuser der Stadt lagen unwirklich im Frühnebel versteckt.

„Jetzt gehe ich allein!"

Jan nahm schweigend das goldene Medaillon und schloß seine Hand darum zu einer Faust.
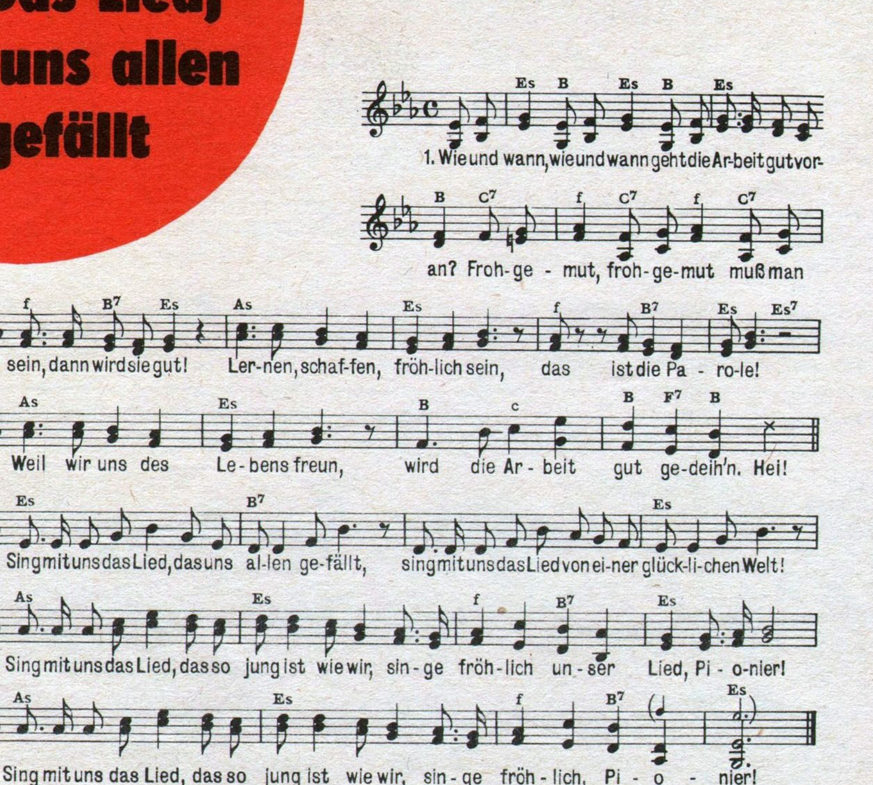
Maria ging langsam der Stadt entgegen – weiter und immer weiter, bis der Nebel sie ganz und gar auslöschte.

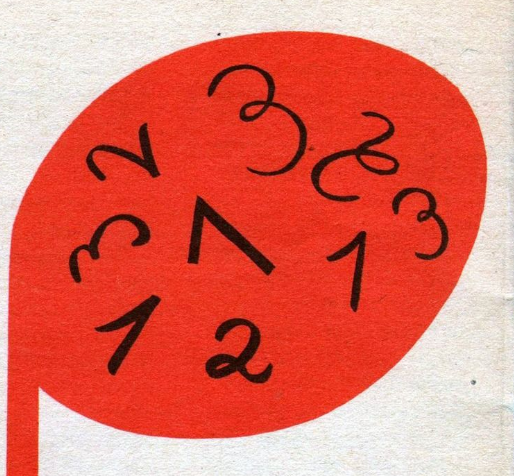
Jan kam aus dem Moor zurück, als die Sonne hoch über Polzonowa stand. Er setzte sich auf die Bank im Garten und sah, wie die Tür in Onkel Tomasz' ver-

Das Lied, das uns allen gefällt

Text: Ilse und Hans Naumilkat/Hans-Heinz Paetzoldt

Musik: Hans Naumilkat





Eine Drei, eine Drei,
he, was ist denn schon dabei!
Doch wie schön, doch wie schön
uns die Zwei'n und Einsen stehn!
Keine Fünf und keine Vier,
das ist die Parole!
Gute Noten bringen wir,
fleißig lernt der Pionier.
Sing mit uns das Lied . . .

Und warum, und warum
schau'n wir uns im Leben um?
Und wofür, und wofür
lernt ein jeder Pionier?
Unsre junge Republik –
das ist die Parole!
Blüh in Frieden und in Glück,
blüh in Frieden, Republik!
Sing mit uns das Lied . . .

lassenem Haus hin und her bewegt wurde.

Da kam Doschka gelaufen. Freudig bellend sprang sie auf Jans Knie und schob ihren Kopf in seine Hände. Jan stand auf und stieß Doschka mit dem Fuß, daß sie aufjaulend gegen den Zaun torkelte.

„Du hast Maria verraten!" rief Jan. „Du hast an allem schuld."

Der Hund saß da und zitterte. Noch nie war er mit dem Fuß gestoßen worden. Da nahm Jan den Kopf der eisgrauen Spitzin und streichelte ihn. Doschka preßte ihre Schnauze gegen Jans Hände. Sie leckte das Medaillon und winselte leise.

Als Jan eine Woche später Maria besuchen wollte, wollte niemand in der kleinen Stadt westwärts des großen Moores Maria kennen oder sie gesehen haben – niemand, wen Jan auch fragte.

Die Jahre vergingen und mit ihnen der Krieg. Aus Jan war ein Mann geworden. Er hatte das kleine Dorf Polzonowa an dem großen Moor verlassen und fuhr auf den großen Baustellen der Stadt Warschau einen Bagger.

Es war ein heißer Junitag. Auf der Baustelle lärmten die Maschinen. Den Männern lief der Schweiß von den Stirnen.

Jan hatte das Hemd ausgezogen. Auf seiner staubigen Brust hing das Medaillon, das er einst von Maria bekommen hatte.

Am Rande der Baustelle stand eine Schulklasse mit einer jungen Lehrerin.

Jan fuhr seinen Bagger bis an die Straße heran.

„Frühstückspause!" lachte er und winkte den Kindern zu.

Die junge Lehrerin kam plötzlich zu Jan gelaufen. Sie nahm das Medaillon in die Hand und öffnete es. Erstaunt stand Jan da.

„Jan!" sagte die Lehrerin. „Ich bin Maria!"

Da nahm Jan das Medaillon von seinem Hals und gab es Maria zurück. Die Kinder umstanden die beiden, und Jan und Maria erzählten ihnen die Geschichte ihrer Freundschaft im Dorfe Polzonowa am großen Moor.

HO KAUFHAUS

Großes Preis-aus-schrei-ben!

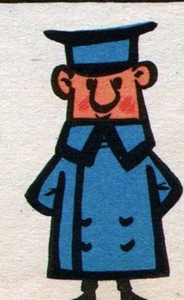
H. Schlegel

Für Kaufhaus-Kriminalisten und Dauerschreibeblock-Besitzer:

Hurtig-munter 'rauf und 'runter fährt der Kaufhausfahrstuhl. Wie fährt er im Moment? K r e u z e e s a n! Ritsch-ratsch 'rauf und 'runter fährt auch der Dauerschreibeblockschieber und macht immer wieder Platz für neue Einkaufsnotizen. Was war das Schönste, Wertvollste oder Interessanteste, das du dir darauf notiertest? Z e i c h n e e s i n d a s T i p s c h e i n s c h a u f e n s t e r! Schreibe auch in das Firmenschild, wo du es gekauft hast. Damit die Zeichnung gelingt, probiere erst auf dem Dauerschreibeblock. Viele schöne Preisausschreiben-Preise warten bis zum 25. Januar auf deine Einsendung!

Wie fährt der Fahrstuhl?

Ausschneiden! Aufkleben! Name nicht vergessen!



Erdgeschoß	Haushaltwaren
1. Stock	Schuhe / Stoffe
2. Stock	Möbel / Gardinen
3. Stock	Foto / Uhren
4. Stock	Spielwaren
5. Stock	Lebensmittel



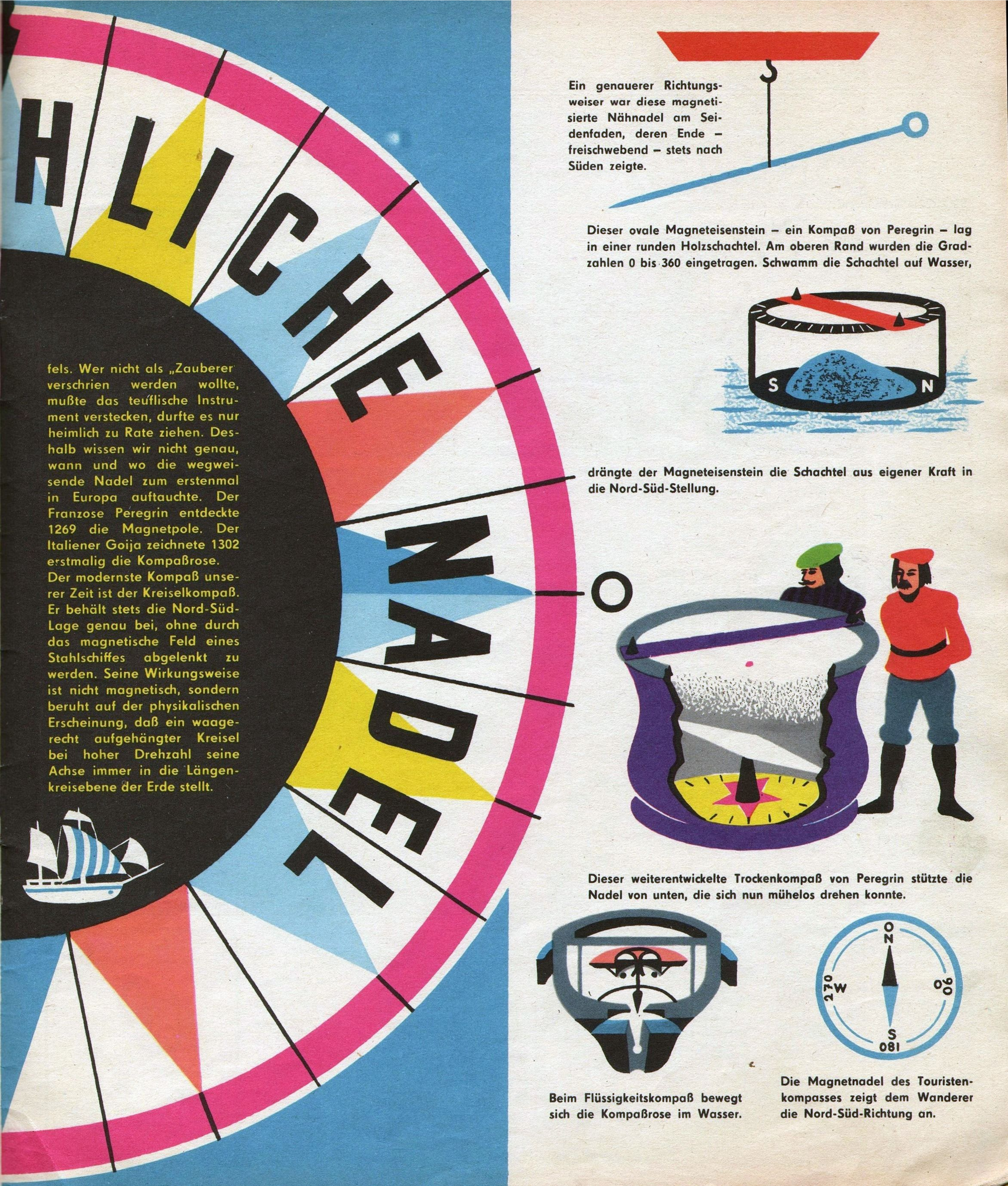
Den „Zeiger des Südens" bauten die Chinesen bereits im Jahre 235. Der rechte ausgestreckte Arm des hölzernen Menschen auf dem Kompaßkarren wies stets nach Süden. Im Innern des Wagens befand sich ein komplizierter Mechanismus aus sechs ineinandergreifenden Zahnrädern.

Vor über 2000 Jahren entdeckten die Chinesen die Eigenschaft des Magneteisenerzes, als sie beim Bau ihrer Stollen einfache Lote aus diesem Erz benutzten. Hing das Lot freischwebend, drehte es sich nämlich sofort in die Nord-Süd-Richtung So wurde es als Richtungsweiser verwandt.

Der Griff dieser Kelle aus Magneteisenerz auf einer Kupferplatte zeigte – auch wenn er angestoßen und gedreht wurde – immer wieder nach Süden.

Auf dem Meer behalf man sich mit dem „Fischkompaß", einem hölzernen Fisch, der in einer Schüssel mit Wasser schwamm. Im Innern befand sich ein kleiner Magnet, der den Kopf des Fisches nach Süden lenkte. Persische und indische Seefahrer benutzten solche Zeiger des Südens aus magnetisiertem Blech.

Wie so oft in der Geschichte, wurden auch beim Kompaß zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ähnliche Entdeckungen gemacht. Auch in Europa ließen sich anfangs die Normannen – berühmte Seeleute und gefürchtete Seeräuber – von primitiven Magneteisenerzloten die Richtung anzeigen. Später magnetisierte man Nadeln, die den Weg nach Norden genauer wiesen. Fällt euch etwas auf? – In Asien waren die Richtungsweiser „Zeiger des Südens", in Europa wurden das Magneteisenerz und alle sich daraus entwickelnden Instrumente zu Wegweisern nach Norden. Daraus erkennen wir, daß die Entdeckungen unabhängig voneinander gemacht wurden. Die Kirche des Mittelalters verfluchte die Kompaßnadel als gefährliche List des Teu-



fels. Wer nicht als „Zauberer" verschrien werden wollte, mußte das teuflische Instrument verstecken, durfte es nur heimlich zu Rate ziehen. Deshalb wissen wir nicht genau, wann und wo die wegweisende Nadel zum erstenmal in Europa auftauchte. Der Franzose Peregrin entdeckte 1269 die Magnetpole. Der Italiener Goija zeichnete 1302 erstmalig die Kompaßrose. Der modernste Kompaß unserer Zeit ist der Kreiselkompaß. Er behält stets die Nord-Süd-Lage genau bei, ohne durch das magnetische Feld eines Stahlschiffes abgelenkt zu werden. Seine Wirkungsweise ist nicht magnetisch, sondern beruht auf der physikalischen Erscheinung, daß ein waagerecht aufgehängter Kreisel bei hoher Drehzahl seine Achse immer in die Längenkreisebene der Erde stellt.

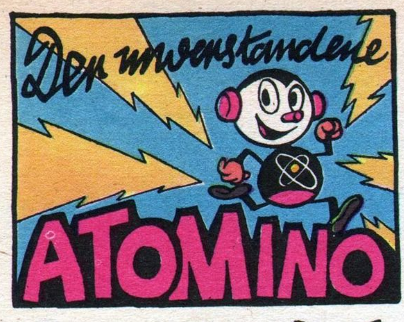
Ein genauerer Richtungsweiser war diese magnetisierte Nähnadel am Seidenfaden, deren Ende – freischwebend – stets nach Süden zeigte.

Dieser ovale Magneteisenstein – ein Kompaß von Peregrin – lag in einer runden Holzschachtel. Am oberen Rand wurden die Gradzahlen 0 bis 360 eingetragen. Schwamm die Schachtel auf Wasser, drängte der Magneteisenstein die Schachtel aus eigener Kraft in die Nord-Süd-Stellung.

Dieser weiterentwickelte Trockenkompaß von Peregrin stützte die Nadel von unten, die sich nun mühelos drehen konnte.

Beim Flüssigkeitskompaß bewegt sich die Kompaßrose im Wasser.

Die Magnetnadel des Touristenkompasses zeigt dem Wanderer die Nord-Süd-Richtung an.



15

Atomino trifft auf seiner Flucht aus den Händen General Simeones Smeraldina. Sie nimmt ihn mit nach Hause als ihr Brüderchen. Sie erleben viel gemeinsam, leider ist Atomino oftmals ungeschickt. Nun ist er erneut in Gefangenschaft des Kriegsgenerals geraten und soll ihm Atomenergie liefern. Weil er sich der Gewalt nicht beugt, will man ihn überlisten. Ahnungslos nennt er seine Freunde.

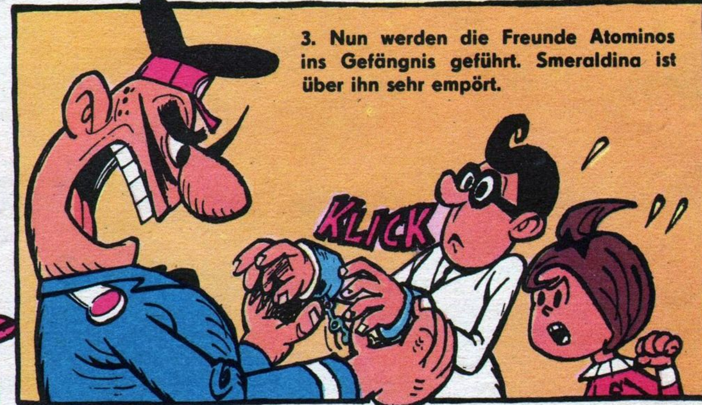


1. Atomino freut sich auf den Besuch Smeraldinas und des Professors Zacharias.

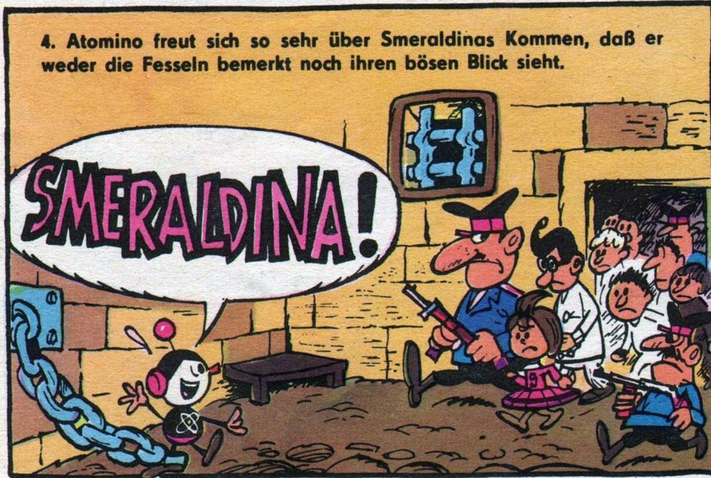
2. Smeraldina und ihr Vater werden herbeigeschafft. General: „Sie sind verhaftet, Atomino hat Sie angezeigt!"



3. Nun werden die Freunde Atominos ins Gefängnis geführt. Smeraldina ist über ihn sehr empört.



4. Atomino freut sich so sehr über Smeraldinas Kommen, daß er weder die Fesseln bemerkt noch ihren bösen Blick sieht.



5. „Smeraldina, man hat festgestellt, daß auch ich ein Herz habe. Du darfst nie mehr sagen, ich wäre böse!"



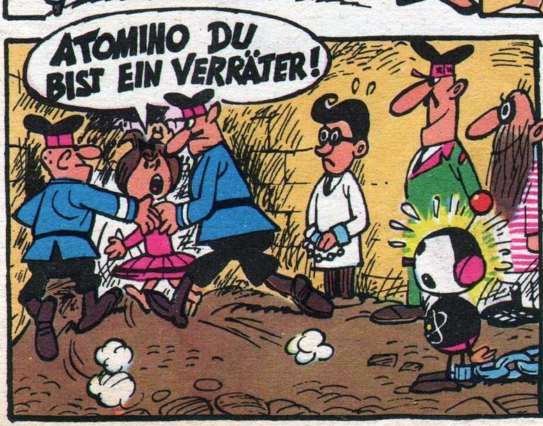
6. Smeraldina: „Wenn du ein Herz hast, ist es stachelig wie ein Igel. Du hast uns verhaften lassen!"

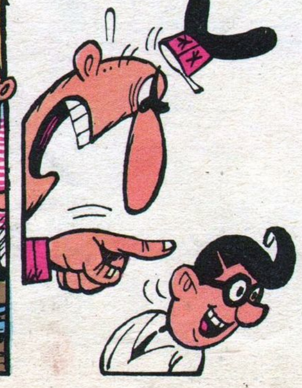
7. „Ich wollte doch nur, daß ihr mich besucht!"



8. Weil nur der Atomwissenschaftler Professor Zacharias Atomino beeinflussen konnte, werden die übrigen Freunde fortgeschickt.









10. General: „Professor, du hast aus Atomino ein friedliches Atom gemacht!" Professor: „Wirft man dir das vor, Atomino?"

11. „Dann bist du doch unser guter Atomino!"



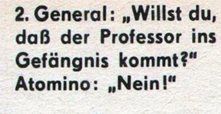


Redaktion: D. Wilkendorf (Chefredakteur), Ch. Lost, A. Lehfeld, R. Lange, R. Ehrhardt, Inge Trisch, H. Görner. Gestaltung: A. Michalak. Beiratsmitglieder: K. Herde, R. Hambach, G. Feustel, M. Streubel, H. Naumilkat, H. Harnisch, H. Krause, I. Korn, H. Haupt, R. Hengst, P. Klimpel, H.-G. Beyer, W. Basan, Ing. Bartusch, Dipl.-Ing. Mauersberger, Ing. Hutter, W. Ondracek, H. Drasdo, W. Leimert, L. Streich, G. Meinke, A. Fritzsch, Obering. Hentschel, J. Kahl, Ing. Helbig, Ing. Lohse, H. Beer, M. Berthold, Obering. Dittrich, G. Tscharnke.
Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", Berlin W 8, Kronenstraße 30/31, Fernruf 20 04 61. Herausgegeben von der Zentralleitung der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" über Verlag „Junge Welt". Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck (III/9/1) Druckerei „Völkerfreundschaft", Dresden N 23, Riesaer Straße 32, 2275. Notenstich: C. G. Röder, Leipzig – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung. Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen. Index-Kennziffer 3 17 43.

16

Wieder im Kerker





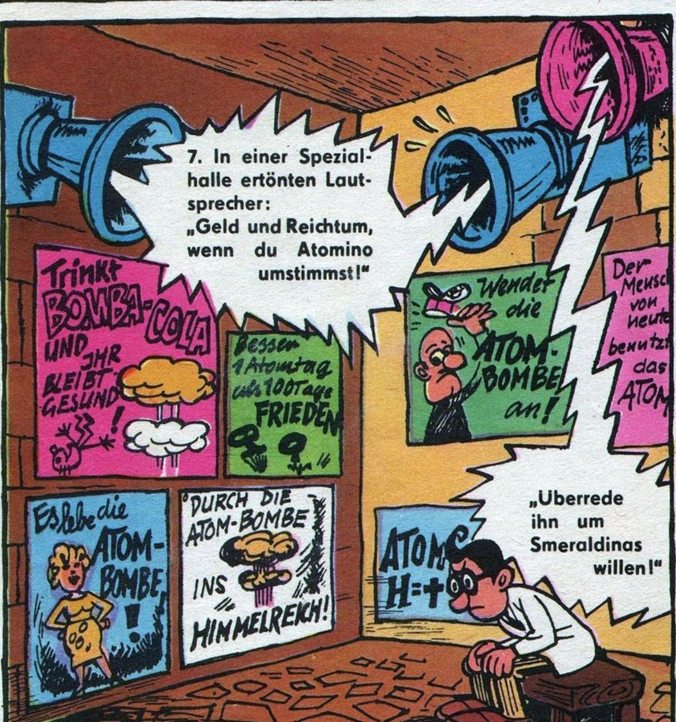
























Und im nächsten Heft: **Atomino greift ein! ● Smeraldina verzeiht!**

Gedicht gegen das zu frühe Aufwachen an Sonntagen

ROSE NYLAND

Das zu frühe Aufwachen
an Sonntagen ist unangenehm,
weil erstens die Eltern es nicht gerne sehn
und sich in den Betten zusammenrollen
und weiterschlafen wollen,
zweitens kann man so zeitig nichts machen,
weder laut lachen
noch den Ball an die Zimmerdecke
werfen, und auch Verstecken
spielen ist nicht erlaubt,
und man glaubt
überhaupt
gar nicht, wie lang so ein unangebrachter,
zu früh aufgewachter
Sonntagmorgen ist.
Also hilft hier nur List,
und man muß was erfinden.
Zum Beispiel verwandelt man das Bett in ein Meer.
Dazu muß man sich die Augen verbinden,
denn Ablenkung kann man nicht brauchen.
Und dann muß man tauchen,
ganz tief hinunter,
und mitunter
muß man sehr
aufpassen,
weil in dem nassen
Wasser seltsame Tiere sind,
Stint
und Muscheln und Zitteraale
und Stachelrochen und Riesenwale.
Das ist alles ziemlich interessant.
Aber wenn man einem Haifisch begegnet,
dann schwimmt man am besten gleich wieder an Land,
auch wenn es regnet.
Und dann muß man schnell alles zurückverwandeln
in einen Sonntagmorgen im Bett.
Denn ein Haifisch ist zwar ganz nett,
aber leider ziemlich schwer zu behandeln.



Zeichnung: K. Fischer